



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 16.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

### Zweundzwanzigstes Kapitel.

Herr Blomkist langte eine Woche später glücklich in Rotterdam an, — er war durch dringende Geschäfte erst nach Amsterdam zurückzukehren gezwungen gewesen — und heute wandelte der Beamte, welcher ein leidenschaftlicher Fußgänger war, wenn seine Ankunft irgendwo kein Aufsehen erregen sollte, zum Landhause des Kapitäns van Heeren hinaus.

Er traf den Gesuchten ziemlich mürrisch und aufgebracht.

„Ich habe von Deinem Unfall gehört, van Heeren,“ sagte Herr Blomkist, nachdem die Begrüßung vorüber war, „den Beamten der Gesellschaft ‚Paulsen‘ zufällig in Hamburg gesprochen und von Deiner kühnen Angelegenheit erfahren.“

Dem Kapitän war die Begegnung dieses Mannes mit dem Agenten unangenehm, — er hütete sich jedoch, dies zu zeigen.

„Ja, das ist eine Teufelsgeschichte,“ brummte er, „ich verliere höllisch viel Zeit; ich hebe aber jetzt den zopfigen Herren die Handelskammer auf den Hals.“

Herr Blomkist war überrascht, das zu hören. Van Heeren mußte also eine genaue gerichtliche Untersuchung des Falles nicht scheuen.

„Van Heeren,“ sagte er daher zu dem Kapitän, „ich komme nicht zu Dir Deiner dummen Geschichte mit der Versicherungsgesellschaft wegen, damit habe ich nichts zu thun, sieh Du, wie Du mit den Herren fertig wirst, — sondern um Dich zu fragen, auf welche Weise jener Paul Sivers auf die ‚Donna Anna‘ als Matrose gelangte und über Bord sprang.“

Der Kapitän glaubte von der Versicherung des Herrn Blomkist, daß er mit seinem Zant und der Gesellschaft nichts zu thun habe, kein Wort. Er hielt die Nachforschung nach dem Ertrunkenen nur für einen Vorwand des geriebenen Detektivs, in sein Geheimniß einzudringen, um Verdachtsmaterial gegen ihn zu sammeln.

„Lieber Freund,“ sagte er daher zu Herrn Blomkist, „wir kennen uns schon lange genug, um keine Komödie miteinander aufzuführen, — Dich hat die Versicherungsgesellschaft zu mir gesendet, um mich in's Garn zu locken. Das wird Dir nicht gelingen, lieber Junge.“

„Keine Rede davon,“ verteidigte sich Herr Blomkist.

„Glaubst Du an mein Ehrenwort?“ fragte der Beamte.

„Ja, wenn Du im Ernst dabei versicherst,“ antwortete van Heeren.

„Nun, dann will ich Dir also dabei schwören, daß ich von der Gesellschaft keinen Auftrag und mit keinem der Herren, und nur ganz zufällig und privatim mit Paulsen gesprochen habe. Wie Deine ‚Donna Anna‘ unterging und weßhalb in dem Fasse Wasser statt Wein war, habe

ich amtlich gar nicht zu untersuchen und zu verfolgen. Fällt mir natürlich eine so schöne Geschichte, wie dieß ein glorioser Betrug wäre, in den Schooß, so würde ich allerdings meinen eigenen Bruder zum Wollespinnen und Pantoffelmachen in's Zuchthaus bringen — das ist mein Amt, auf welches ich vereidigt bin. Jetzt aber komme ich auf mein Ehrenwort nicht zu Dir der Versicherungssache wegen, sondern um zu wissen, wie Du jenen Menschen kennen gelernt und auf Dein Schiff gebracht hast. Kurt, sage mir die Wahrheit.“

„Das will ich,“ sprach sichtlich zufrieden und beruhigt der Kapitän. „Der Mensch kam als Vagabund, ohne einen Pfennig in der Tasche, hier vorbei, er fiel fast tot vor Hunger vor unserer Gartenthüre nieder. Die Weib-

und schrie und tobte, brannte die ‚Anna‘ sicher schon seit mehreren Stunden und war nicht mehr zu löschen. Die Mannschaft wird hier noch zusammengehalten der Zeugenschaft wegen, Du kannst sie fragen und meinen schwarzen Steuermann, der den tollen Menschen hat halten wollen, auch. So, da hast Du Alles.“

„Er ward bei der Aufnahme auf die ‚Anna‘ hier nicht im Hafenbuch eingeschrieben?“ forschte Herr Blomkist.

„Nein — die Sache lief so — der Mensch ward krank und konnte mir auch nicht, wie verabredet war, vor der Abfahrt auf dem Schiff helfen, und war gerade nothdürftig wieder gesund als der Tag kam, an dem ‚Anna‘ auslief; er ging von hier aus in der Frühe gleich auf den Dampfer und dieser verließ den Hafen. Du weißt, es gibt in der letzten halben Stunde vor Abfahrt so viel zu thun, daß man an die Anmeldung eines Auswärtigen wahrhaftig nicht zu denken kommt.“

„Du hättest aber besser gethan, ihn anzumelden,“ sagte Herr Blomkist nachdenklich. „Es ist dieß ein Versehen und kostet Dir zehn Gulden Strafe.“

„Die Strafe ist bezahlt,“ erwiderte van Heeren.

„Und der Untergang dieses Menschen geschah ganz so, wie es in der Zeitung stand und Du mir den Verlauf erzähltest, und der Mensch ist tot?“ fügte Herr Blomkist ernst hinzu.

Der Kapitän sah bei diesen seltsam betonten Worten zu dem Detektive auf. „So ging es vor sich, — der Mensch thut mir leid, — er war ein feiner Mensch, — aber besser tot als verrückt,“ sagte van Heeren ruhig.

„Du warst zweimal verheirathet?“ — frug jetzt Herr Blomkist, scheinbar ganz vom Gegenstand abkommend, plötzlich.

Der Kapitän sah mit seinen grellen Augen scharf zu dem Frager auf.

„Ja,“ antwortete er dann etwas zögernd. „Die erste Frau starb, als ich in Batavia war.“

„Woher erfährst Du das?“ ließ sich Herr Blomkist vernehmen.

„Nun, meiner Frau, es wurde mir berichtet,“ erwiderte van Heeren ungeduldig; „warum kommst Du denn aber jetzt auf diese ganz vergessene alte Geschichte?“

„Ich frage nur so,“ meinte Herr Blomkist.

„Du fragst nie nur so, Blomkist, Du hast dabei immer eine Absicht.“

„Natürlich habe ich die,“ lachte der Detektive. „Ich kenne Dich jetzt seit dreißig Jahren, früher waren wir in Amsterdam die nächsten Nachbarn, und Deine Jugendgeschichte, besonders diese erste Ehe, schien

mir stets so unklar, — daher ist es ein sehr natürlicher Gedanke, daß wenn ich jetzt nach Jahren Dich wieder sehe, mir dieß einfällt und ich Dich darnach frage. Todtenschein und so etwas hast Du nicht darüber?“ warf Herr Blomkist fragend hin.

„Nein! — nicht ein Stückchen Papier darüber,“ lautete van Heeren's bestimmte Antwort.

„Du hattest aber einen Sohn, erzähltest Du mir doch einmal.“

„Erzählte ich Dir das?“ frug van Heeren erstaunt und ungläubig.



Conradin Kreutzer. (S. 182.)

leute erbarmten sich seiner, nahmen ihn in das Haus, ohne mein Wissen zuerst — nachher fand ich den Menschen intelligent, nüchtern, und da ich keinen guten, zuverlässigen Mann für die Nachtwache hatte, nahm ich den Burschen auf's Schiff, — er war ein anderer Mensch als die Matrosen, ein Diamantschleifer, wie er sagte, und er benahm sich anders, still und fast wie ein Knabe, oder wie ein verkleidetes Mädchen, — so meinten meine Matrosen. Er las viele Bücher, das muß ihn zum Ueberschnappen gebracht haben, — statt zu schlafen in der Nacht der Fahrt, schlich er fast seine ganze Zeit unten im Schiff umher, und als er auf Deck stürzte

„Ja, woher wüßte ich denn das sonst,“ erwiderte Herr Blomkist ebenso verwundert.

„Der Knabe starb, ein Jahr alt, — so hörte ich in Batavia aus sicherer Quelle.“

„Papiere darüber hast Du auch nicht?“

„Beim Wetter! Was quälst Du mich denn mit Deinen dummen Papieren?“ fuhr der Kapitän ärgerlich auf. „Ich brauchte keine und habe keine, über diese Geschichte ist seit zwanzig Jahren Gras gewachsen, was ziehst Du sie wieder hervor, laß mich mit diesem Inquiriren ungeschoren.“

„Na, dann will ich Dir etwas sagen, lieber van Heeren,“ begann jetzt Herr Blomkist in jenem seltsam nachdrücklichen Ton, der ihm eigen, „dieser mit einem Jahre gestorbene Knabe war unzweifelhaft der Paul Sivers, der bei der ‚Donna Anna‘ erkrankt. — Es war Dein Sohn aus der Ehe mit Rebekka Elmenreich,“ schloß Herr Blomkist langsam und gemessen.

Das Gesicht des Kapitans ward lang und erbfahl, er mußte sich mit beiden Händen unten an dem Stuhlsitz halten, um nicht herunterzufallen, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, er brachte kein Wort aus diesem heraus, er konnte auch den Mund nicht schließen — das rostfarbene Gesicht, dieser starre, gelbzahnlige, offene Mund, die bleichen Augen, es war, wie sich Herr Blomkist gestand, ein wirklich schauerlicher Anblick.

Endlich war der Krampf vorbei, — der Kapitän schloß den Mund wie schnappend und rief dann mit seiner alten, herben, tönenden Stimme: „Das läßt Du, Blomkist, das ist nicht wahr!“

„Lieber Junge,“ erwiderte Herr Blomkist ruhig, „dies ist so wahr, als ich Rebekka Elmenreich und Samuel Elmenreich in Hamburg vor wenigen Tagen gesprochen habe.“

„Ich will Dir noch etwas sagen, Kurt,“ fuhr Herr Blomkist immer gleich gemessen nachdrücklich fort, „es ist gut, daß Dein Sohn todt ist, denn ich bin seit drei Wochen hinter ihm her, weil er in unzweifelhaftem Verdachte steht, einen großen Diamanten gestohlen zu haben und damit durchging; als er bei Deiner Thür hier zusammenbrach, hatte er den Stein bei sich, denn er verkaufte ihn, wie nachgewiesen ist, in Hamburg, als die ‚Anna‘ dort lag. Einen Dieb zum Sohn zu haben ist nicht schön, Kurt. Siehst Du, deshalb kam ich schließlich hinter die ‚Donna Anna‘ und auch hierher. Dein Sohn ist todt, die Erkundigungen mußte ich hier noch einziehen, weil ich den ganzen Verlauf der Sache amtlich darzustellen habe; jetzt ist jedoch die Sache fertig und ich will Dich nicht mehr länger aufhalten, Kurt. Es ist aber häßlich, wenn die Väter um ihre Söhnchen sich nicht bekümmern, sie können sie dann, wie Du siehst, als Diebe wiederfinden.“ Herr Blomkist sprach dies in seiner gewöhnlichen melancholischen Art, welche ihm bei derartigen ernstern Betrachtungen eigen war.

Diese Eröffnungen machten auf den widerharteten Kapitän einen solchen Eindruck, daß er finster und verschlossen vor sich nieder sah, — seinem alten Freund nur flüchtig einen matten Arm mit einer kalten Hand reichte und kein Wort zum Abschied sprach.

Als Herr Blomkist durch den Garten schritt, traf er Rosein, die sich knirschend vor ihm verbeugte.

„Sieh' da, Rosein, meine liebe Rosein, wie geht's uns denn? Wie lebst Du, Kind?“ fragte Herr Blomkist gemüthlich. „Joufrow oder Myfrow?“ (Jungfrau oder Frauen.)

„Noch Joufrow, Herr Blomkist,“ antwortete Rosein, „immer noch Joufrow. Ach, es sind schlechte Zeiten jetzt, — ein armes Mädchen verheirathet sich schwer,“ seufzte sie.

„Besonders wenn das arme Mädchen einen zu seinen Geschmach hat,“ scherzte Herr Blomkist.

„O!“ lachte Rosein, „was das anbetrifft, so habe ich ihn ganz von Neuem umgeponnen, er ist jetzt rechtes dickes Hausgarn.“

„So, also hast Du schon Jemand an diesem Hausgarnseile, Rosein?“ sprach munter Herr Blomkist.

„Vielleicht, Herr! Doch das sind Amtsgeheimnisse,“ machte sie schelmisch.

„Amtsgeheimnisse für mich?“ fragte Herr Blomkist. „Ist er ein Mörder, Räuber?“ forschte er mit sehr kunstvoll hebler, leiser Stimme.

„Nein, für mein Amt als Kammerjungfer —“ entgegnete Rosein fröhlich.

„Also darf's das Fräulein nicht wissen,“ sagte Herr Blomkist.

„So halb und halb nicht,“ gab Rosein zurück.

„Was macht denn Dein Fräulein?“ erkundigte sich der Beamte.

„Ach, sie ist gut und sanft wie immer — allerdings in der letzten Zeit — — —“

„Nun, was ist denn da mit ihr?“ warf Herr Blomkist ein, als Rosein stockte.

„Ist sie ganz verwandelt, betrübt, wie ohne Gedanken öfter, und geht wie im Traume umher,“ fuhr Rosein fort.

„Warum denn das?“ plauderte Herr Blomkist bedauernd fort.

„Seitdem der junge Mann ihr den zweiten Brief geschrieben hat.“

„Welcher junge Mann, Rosein?“

„Ach ja! Sie wissen nichts davon,“ sprach sie, tief aufseufzend. „Es ist ein Fremder gewesen, der hier wie todt umfiel, das Fräulein nahm sich seiner an, er schrieb das erste Mal von Hamburg und das Fräulein war fröhlich, das zweite Mal kam der Brief von ihm, wie ich an der

heruntergefallenen Adresse sah, von Ostende, und seit dem Tage ist das Fräulein wie verbergt von einem bösen Geist.“

Herr Blomkist zuckte fast zusammen bei diesen Worten.

„Wie hieß denn der junge Mann, der schrieb?“ forschte er.

„Ich glaube, Paul Sivers.“

„Und Du kennst seine Handschrift?“

„So wie meine eigene, so schön schrieb nur der schöne Mensch.“

„Wann kam denn der Brief?“

„An demselben Tage, als der Kapitän ohne Schiff von Hamburg zurückkam.“

„Und von Ostende?“

„Ja, das stand auf dem Couvert.“

„Hast Du das Couvert vielleicht noch?“

„Aber warum fragen mich denn Herr Blomkist?“ lachte jetzt Rosein, ward aber plötzlich ängstlich, da sie sich des Berufes ihres lebenswürdigen Blanderers erinnerte. „Nein, ich fand es in der Laube und gab es nachher dem Fräulein wieder.“ war ihre leise Antwort.

Herr Blomkist sann einige Augenblicke nach.

„Ist Dein Fräulein zu Hause?“ fragte er jetzt.

„Ja! In ihrem Zimmer.“

„So melde mich ihr an. Ich hätte das gnädige Fräulein um die Freundlichkeit, mir eine Unterredung von nur einer Minute zu gewähren.“

Rosein ging in das Haus zu ihrer Herrin, und Herr Blomkist besah sich, in tiefen Gedanken umher wandelnd, die Pflanzen im Garten.

Die Jungfer kam mit der Meldung zurück, daß Fräulein Gesine den Herrn erwarte.

In dem Momente, als Herr Blomkist in das Haus treten wollte, erschien der Kapitän an der Thür, er war gefaßt und völlig der Alte. „Wo willst Du hin?“ fragte er den Beamten.

„Ein Wort mit Deiner Tochter sprechen,“ antwortete Herr Blomkist, verwundert über des Kapitans barschen Ton.

„Das wirst Du nicht,“ fiel van Heeren ihm mit schneidender Bestimmtheit in's Wort.

„Das werde ich wohl, kraft meines Amtes!“ entgegnete Herr Blomkist.

„Ich scheere mich den Henker um Dein Amt!“ schrie der Kapitän, seinem alten Freund die Thür vertretend.

„Das hier ist mein Haus. Hier habe ich zu befehlen. Diese Schwelle darf Niemand überschreiten ohne meine Erlaubniß und wär's der Höchste und Mächtigste in ganz Niederland.“

„Freund, das Gesetz ist mehr als Du, dem mußt Du die Thür öffnen, und als Vertreter des Gesetzes befehle ich Dir, hier mich vorbeizulassen.“

„Einen Schritt, Blomkist, und es ist Dein Unglück. Zeige mir Deine Vollmacht!“ schrie zornig der Kapitän.

„Wo hast Du den Gerichtsbesitzer, Freund? Ich weiß auch, was in Holland gilt, wage es nicht, diese Schwelle zu überschreiten.“

Plötzlich erschien, durch den Wortwechsel herbeigerufen, Gesine, welche hinten durch das Haus gelaufen war, im Garten.

„Hier bin ich, Herr Blomkist, was haben Sie mir zu sagen?“ sprach sie.

Herr Blomkist drehte sich um, — aber der Kapitän folgte ihm. „Und Du wirst mit diesem Herrn nicht sprechen!“ rief er mit weiß glänzenden, blühenden Augen seiner Tochter zu.

„Ich bin majorenn, Vater,“ sagte Gesine.

„So sprich, aber mein Haus verläßt Du von dieser Minute an!“ herrschte der Kapitän.

„Fräulein, unter diesen Umständen verzichte ich auf die Unterredung,“ sagte Herr Blomkist.

„Fragen Sie mich, geehrter Herr,“ sprach Gesine —

„was Ihr Amt Ihnen befiehlt, ich werde antworten und nehme die Folgen dessen auf mich.“

„So biete ich Ihnen meinen Schutz an,“ erwiderte Herr Blomkist, — „ich könnte ja fast Ihr Vater sein, Fräulein,“ setzte der Beamte, auf seine hie und da grauen Haare deutend, hinzu.

Der Kapitän ging, die Thür hinter sich zuschlagend, in das Haus zurück, und Herr Blomkist näherte sich Gesine.

„Ich habe nur wenige Fragen an Sie zu richten, Fräulein,“ begann der Beamte. „Sie erhielten Briefe von jenem Paul Sivers?“

„Ja, ich erhielt zwei.“

„Der letzte war von Ostende, und der Mann lebt also?“

„Er schrieb mir von dort, daß er sich gerettet.“

„Weiter wissen Sie nichts?“

„Ich erhielt seitdem keinen Brief mehr.“

„Jetzt weiß ich Alles, was ich zu wissen brauche,“ entgegnete Herr Blomkist. „Ihr Herr Vater wird seine Drohung wahr machen,“ fügte er theilnehmend hinzu.

„Das wird er sicher,“ antwortete Gesine.

„So bin ich bereit, Ihnen die liebevollste Aufnahme bei meiner Schwester in Amsterdam zu vermitteln.“

„Ich verkenne Ihre Lebenswürdigkeit nicht, Herr Blomkist, aber ich habe eine Tante in Amsterdam, eine Schwester meiner Mutter, die mich sehr liebt, und werde dort zu aufgehoben sein.“ — „Dann darf ich wohl beruhigt sein,“ ließ der Beamte einfließen. Gesine geleitete Herrn Blomkist bis zur Gartenthür, wo dieser sich verabschiedete und den Weg zur Stadt einschlug.

Herr Blomkist ging langsam einen Wiesenpfad zum Kanal hinab und stand öfters in Gedanken, ein Blatt von einem der Büsche zupfend, still, dann schritt er wieder lob-

haft weiter, um von Neuem in der einsamen Gegend bei irgend einem Busch stille zu stehen. Herrn Blomkist beschäftigte jedoch jetzt nicht die Botanik, sondern höchst lebhaft die Erlebnisse eben im Hause seines einstigen alten Nachbarn und Freundes.

„Van Heeren wußte also, daß der Sivers lebt, weshalb hat er es vor mir verheimlichen wollen; mochte er nicht, daß sein Sohn gefaßt und als Dieb angeklagt würde, oder fürchtete er Ausfagen dieses Mannes hinsichtlich der ‚Donna Anna‘?“ So kreuzten sich die Gedanken in dem sinnigen Kopfe des Herrn Blomkist. „Da hat sich der kluge Burche in seiner Leidenschaftlichkeit eine böse Blöthe gegeben. Wenn ich eine Depesche nach Ostende zur Vorbereitung und die betreffenden Papiere jetzt gleich abschicke, können die letzteren Nachmittags schon dort sein,“ und Herr Blomkist dachte beim Nachhausegehen das ihm jetzt zunächst vorliegende, nicht ganz leichte Geschäft, bei welchem besonders Alles auf schnelles Handeln und Ausführen seiner Maßnahmen ankam, sorgfältig aus. (Fortsetzung folgt.)

## Albumblatt.

### Es steht in den Sternen ein großes Gesetz.

Es steht in den Sternen ein großes Gesetz  
Mit goldenen Lettern geschrieben,  
Das schönste von allen: „Dein Vaterland,  
Das sollst über Alles du lieben!“

Es hat seine Sonne drum jeder Planet  
In des Weltalls unendlichen Weiten,  
Sein Vaterland jegliches Sternennest  
Am Himmel seit ewigen Zeiten.

Und deshalb nur müht sich so lang der Komet  
Auf seiner Jrrfahrt, der bange,  
Weil seine Atome, dem Vaterland fern,  
Zum Vaterland immer verlangen.

(Mus.: „Merub's Kosmische Lieder.“ Leipzig, Wilhelm Friedsch.)

### Zum hundertjährigen Geburtstag Conradin Kreuzer's.

(Porträt S. 181.)

Am 22. November sind es hundert Jahre, daß einer der berühmtesten deutschen Komponisten und der Liebling der deutschen Männergesangsvereine, Conradin Kreuzer, das Licht der Welt erblickt. Wer kennt nicht Kreuzer's gefühlvolle, melodienreiche Kompositionen zu Uhland'schen Liedern („Die Kapelle“), wer nicht die reizende Oper: „Das Nachtlager zu Granada“ und die Musik zu Raimund's „Berchswender“ („So leb' denn wohl, du stilles Haus“)?

Es wird daher unsere Leser interessieren, das Bild dieses Mannes zu schauen, der, obwohl schon dreißig Jahre todt, immer noch unter uns lebt und so lange leben wird, als der Männergesang gepflegt wird. Kreuzer's Leben floß durchaus nicht so ruhig, gemüthlich und sinnig dahin, als der Charakter des Tonkünstlers in seinen Kompositionen sich darstellt. So sanft, süß und weich seine Melodien sind, so regelrecht und vollendet nach den Gesetzen der Tonkunst Alles ist, was Kreuzer komponirt — er selbst war ein unruhiger Kopf voll leidenschaftlichen Drängens und rastloser Beweglichkeit, eine heftige Natur, dessen Leben bis an sein Ende ein steter, aufregender Kampf blieb. Geboren ist Conradin Kreuzer am 22. November 1780 zu Mößkirch in Baden, wo sein Vater Eigentümer der dortigen Thalmühle war. Der kleine Conradin zeigte schon früh große Liebe zur Musik und erhielt von seinem siebenenten Jahre an den Unterricht des Organisten und Chorregenten J. Bapt. Kieger; von 1792—1796 besand sich Kreuzer in Zwiefalten, wo der Priester Ernst Weintraud ihn im Gesang, Instrumentenspiel und Kompositionslehre unterrichtete. Von dort kam Kreuzer in das Kloster Schussenried, wo er wissenschaftlichen Studien oblag und das Orgelspiel lernte. Kreuzer sollte Medizin studiren, er setzte es jedoch durch, Musiker werden zu dürfen, und pilgerte deshalb nach Wien. In Konstanz fesselten ihn aber angenehme Bekanntschaften derartig, daß er, statt weiter zu reisen, dort bis 1804 blieb. Jetzt endlich raffte er sich auf und ging nach Wien, wo er in strenger Schule bei Albrechtsberger zwei Jahre studirte. Von diesem Zeitpunkt an erfüllte Kreuzer eine große Fruchtbarkeit als Komponist. Fast jedes Jahr schuf er eine Oper und eine Anzahl Lieder und andere Gesänge, auch Kirchenstücke und Oratorien. Bis 1811 blieb Kreuzer in Wien, 1812 ward in Stuttgart, wohin der Komponist als Hofkapellmeister berufen, seine Oper „Conradin von Schwaben“ aufgeführt. Nach dem Tode des Königs Friedrich (1816) begann Kreuzer wieder das Wandern, er ging nach Berlin und Dresden, wo er als vortrefflicher Pianist sich hören ließ und mit großem Beifall seine lieblichen Kompositionen der Frühlings- und Wanderlieder als Sänger vortrug. 1821 ward Kreuzer Kapellmeister in Donaueschingen; jedoch finden wir ihn 1823 schon wieder in Wien als Kapellmeister des Hofopertheaters. Von 1824—1828 lebte Kreuzer dann als Komponist in Paris. Er lehrte nach Wien in seine frühere Stellung zurück und komponirte 1834 für das Josephstädter Theater sein Meisterwerk: „Das Nachtlager von Granada“, 1835 die Musik zum „Berchswender“. Vom Jahre 1840 an begleitete er seine Tochter Cäcilie, eine vortreffliche Sängerin, auf ihrer Reise nach Siga. Am 14. Dezember 1849 erdete ein plötzlicher Tod das Leben dieses vielbewegten Mannes, welcher der deutschen Nation eine Fülle anmüthiger, melodienreicher, inniger und gefühlvoller Lieder hinterließ. Kreuzer war kein großer und originaler Geist — aber was er schuf, war stets empfunden gesunglich schön, hatte einen eigenthümlichen poetischen Glanz, eine warme, lebenswürdige Färbung, es sprach zum Herzen und war musterhaftig korrekt nach den Regeln der Kunst gesetzt. Kreuzer ist ein edler, edel volksthümlicher Tonkünstler, dessen musikalischer Ausdruck von seiner Bildung und vortrefflicher Schulung wie Kunstfertigkeit zeugt. Sein Andenken wird nicht erlöschen.

## Durch die Thüre.

Novelle  
von  
S. Binder.  
(Schluß.)

Vor nahezu drei Jahren war's gewesen, in jenem Winter, der nach einem ungewöhnlich milden und sonnigen Oktober uns schon in der dritten Novemberwoche die heftigen Schneestürme brachte, die auf höher gelegenen Straßen und Bahnlagen den Verkehr oft mehrere Tage hintereinander aufhielten. Am siebzehnten November, — das Datum war mir nicht entfallen wie der Name Derjenigen, die mir den Tag unvergesslich gemacht, — waren wir, bei noch erträglichem Wetter, Abends mit dem Kurierzug von N. weggefahren. Mit mir im Coupé befand sich ein alter Herr, dem ein gutmüthiger weißer Schnurrbart gewiß nicht ohne Recht das Aussehen eines pensionirten Militärs gab, und drei Frauen: Mutter und Tochter und eine nicht mehr junge Dienerin. Der Oberst (ich will ihn der Kürze halber so nennen) und ich hatten denselben Weg vor uns, das heißt, der Zug sollte uns auf die Höhe des Gebirgs bringen, von wo aus wir die Zweigbahn nach der Nachbarprovinz benutzen wollten, in der wir Beide Geschäfte hatten; die Damen gingen nach dem Süden. Die Mutter schien sehr leidend. Theilnahmslos gegen Alles hielt sie die Augen beständig in einer Art von Halbschlummer geschlossen und mischte sich nicht in die Unterhaltung, die durch des Obersten Bemühungen zwischen uns und der jungen Dame bald angebahnt und ziemlich lebhaft, wenn auch leise geführt wurde; sie sollte den Winter in Rizza zubringen, sagte uns die Tochter. Die Tochter! Wie fremd das klingt, wie kalt — es war ja Margaret!

Ob sie wohl noch um so viel schöner geworden war, als mein entzückter Sinn ihr damals verheißt? Schlag sie noch so die Augen auf, erschrocken und doch lächelnd, wie in jenem Moment, als ich, ohne vorher zu fragen, in raschem Entschluß meinen Pelz um ihre Schultern gelegt?

Es war bitter kalt geworden in jener Nacht. Noch vor Mitternacht brach ein Sturm los, der, je höher wir in die Berge kamen, um so größere Massen Schnee an unseren Fenstern vorbeiwirbelte und eines derselben bald ganz zugeweht hatte. Die Kranke schauderte von Zeit zu Zeit zusammen und klagte über Frost, da nahm das junge Mädchen den eigenen Pelz ab und breitete ihn noch über den, den die Mutter schon trug, indem sie erklärte, daß er ihr längst zu warm geworden sei. Von dem Plaid, in den sie sich nun hüllte, ließ sich das aber sicher nicht behaupten, denn bald wurden ihre Wangen und Lippen blaß vor Kälte, sie klagte nicht darüber, aber ich sah sie zittern und das schnitt mir in's Herz. Als sie sich einmal umwandte, stand ich auf, und ehe sie Zeit fand abzuwehren, hatte ich sie in meinen Pelz gehüllt und, ihrer leisen Einwendungen achtlos, die Kaste am Kragen geschlossen. Sie wollte trotzdem fortfahren zu protestiren, aber der Oberst und ihre Dienerin legten sich dazwischen, Beide redeten ihr eifrig zu, sich die warme Umhüllung gefallen zu lassen, und der Letztere bewies ihr, daß es für ein junges Blut wie mich keinen größern Genuß gäbe, als für eine schöne Dame zu frieren. Sie lächelte und schüttelte den Kopf, aber er hatte Recht. Ich froh unter meinem dünnen Teppich wirklich mit einer Art von Begeisterung, als ich sah, wie die blaffen Wangen neu erblühten, und die dankbaren Blicke empfing, mit denen sie die Versicherung begleitete, daß ihr nun wieder ganz wundervoll warm und behaglich zu Muth sei.

Das Gesicht unseres Schaffners, wenn es auf einen Augenblick an dem freien Fenster erschien, sah nicht so wundervoll behaglich, vielmehr recht sorgenvoll aus, und zu jeder andern Zeit würde ich vermuthlich seine Stimmung getheilt haben, in dieser Nacht aber war mir so leicht und lustig zu Muth wie in all den Jahren nicht, in denen ich begonnen hatte, mich für einen ernsthaften Mann und jeder Jugendtheilheit abgewandt zu halten. Statt in die finstere Nacht hinaus, blickte ich in die schönen, tiefblauen Augen mir gegenüber und überhörte den tobenden Sturm um des leisen, verständnißvollen Lachens willen, das die humoristischen Bemerkungen unseres wohlgekauften Gefährten zuweilen von den wieder rothigen Lippen lockten. Manchmal war schien die Art, wie wir langsam dahinfuhren und wie der Wind durch unser Coupé pfliff, sie selbst zu erschrecken; ihre Blicke flogen dann ängstlich über die schlummernde Mutter oder fragend zu mir herüber und einmal beantwortete ich dieselben mit einem: „Fürchten Sie sich, Fräulein?“

„O nein,“ entgegnete sie, „wenigstens nicht für mich. Wenn Mama gesund wäre, wünschte ich mir sogar ein kleines Abenteuer.“

„Dazu könnte heute Nacht noch Rath werden, meine muthige junge Dame,“ meinte der Oberst und neigte sein Ohr zum Fenster, durch das ein ersticktes Pfeifen in rascher Aufeinanderfolge hereindrang. „Die Maschine gibt das Nothzeichen und da, — das ist eine schöne Versicherung!“

Der Zug hielt in diesem Augenblick, aber nur für eine halbe Minute. Ehe ich das zugefrorene Fenster öffnen konnte, um nach der Ursache zu forschen, setzte er sich wieder in Bewegung und stöhnend und pfeifend, zuweilen einen

Pfliff wie einen Angstschrei ausstoßend, kämpfte sich die Maschine weiter, Schritt für Schritt möchte ich sagen. Wir waren Alle still; das junge Mädchen war doch bleich geworden, aber ihre Augen blickten ruhig vor sich hin, die eine Hand legte sie auf den Arm der Dienerin, die aufspringen wollte. „Still, Martha,“ sagte sie leise, „störe die Mama nicht.“

So vergingen ungefähr zehn, ich gestehe es, bange Minuten, da hielt der Zug abermals, ein schwacher Lichtschimmer jedoch, der durch das Fenster fiel, gab uns wenigstens den Trost, daß es diesmal nicht auf freiem Felde, sondern in der Nähe eines Stationsgebäudes sei. Draußen entstand nun ein Laufen, ein Signalgeben, ein Befehlen, daß die Kranke aufstiege und verstört fragte, was es gäbe? Im selben Moment riß der Schaffner die Thüre auf: „Alles aussteigen, meine Herrschaften! Der Zug bleibt hier liegen, die Bahn ist durch den Schneefall gesperrt nach Süden und nach Westen!“

Damit verschwand er und ließ die Thüre offen, durch die der Wind sofort große Massen Schnee in den Wagen segte. Wir standen und sahen einander an; ich zog die Uhr, es war ein Viertel nach Vier. Dann erbot ich mich, zu untersuchen, wie das Aussteigen sich am besten bewerkstelligen lasse und sprang in der Finsterniß auf gut Glück vom Wagen herab. Es war ein Bortheil, daß ich Kniestiefeln trug, denn der Schnee, in den ich versank, reichte beinahe bis an den Rand derselben. Der Weg zu dem schmalen Perron des Stationsgebäudes war kurz, aber er führte doch über zwei Geleise und war unter den gegebenen Verhältnissen für Damen einfach unpassirbar. Mit diesem Bescheid trat ich an den Wagen zurück, doch knüpfte ich sofort daran das Anerbieten, eine der geängsteten Frauen um die andere hinüber zu tragen. Es blieb ihnen keine Wahl, sie mußten den Vorschlag annehmen, und nach einer kurzen, halblauten Berathung war es die Dienerin zuerst, die davon Gebrauch machte. Der Oberst sorgte für das Handgepäck.

Nachdem ich auch die Leidende so behutsam als möglich hinüberbefördert hatte und zum dritten Mal an den Wagen trat, stand das junge Mädchen allein, noch immer in meinen Pelz gehüllt, unter der Thüre. Ich hob die Arme, meine schöne Last zu empfangen, sie zögerte.

„Welch' schreckliche Nacht,“ sagte sie.

„Das gewünschte Abenteuer, mein Fräulein!“  
Sie lachte leise. „Ach, ich dachte mir das nicht so ausführlich. Aber kann ich wirklich nicht gehen?“ fragte sie ernst und bemühte sich, in der Dunkelheit den Schnee zu ihren Füßen zu messen.

„Unmöglich, Fräulein,“ und wieder hob ich die Arme. Sie nestelte an dem Kragen ihres Pelzes herum. „Haben Sie Furcht, sich mir einen Augenblick anzuvertrauen?“

„Nein, o nein, wie könnte ich?“ entgegnete sie hastig. „Sie waren von der ersten Stunde an so gut und freundlich gegen mich! Ich besinne mich nur, wie ich Ihnen die Sache erleichtere.“ Und rasch den Pelz abwerfend beugte sie sich herab, legte beide Arme fest um meinen Hals, ich umfaßte die reizend biegsame Gestalt und ihr Herz an dem meinen trug ich sie durch den Schnee.

Die Passagierzahl des Zuges war nicht groß gewesen, der Wartsaal, den wir betraten, aber selbst für die geringe zu klein. Die Leute kauerten auf ihren Reisetaschen und Handkoffern umher, oder standen um den Zugmeister und den Stationschef geschaart, sie mit Fragen bestürmend über die mögliche Dauer dieses Aufenthalts. Die Antworten lauteten ungenügend genug. Das hänge vom Wetter ab, hieß es; höre das Schneien auf, so werde bald freie Bahn gemacht sein, so lange aber der Schneefall daure, sei nicht daran zu denken, fortzukommen. Das Dorf, zu dem der Bahnhof gehörte (es war die kleine Grenzstation, die das nächste Ziel meiner Reise gewesen), war über eine halbe Stunde entfernt und, so lange es dunkel, jedenfalls unerreichbar, mich aber trieb es, für die Kranke wenigstens, ein leidlicheres Unterkommen zu erlangen. Ich nahm den Stationschef beiseite und fragte ihn, ob nicht für Geld und warmen Dank ein ruhiges Fleckchen mit einem Bett zu haben sei. Er zuckte die Achseln und erklärte es für unmöglich, als ich ihm aber auseinanderetzte, warum ich diese Bitte an ihn stelle und ihm die bleiche Dame zeigte, die so hilflos dasah, den Kopf an der Tochter Schulter gelehnt, da wurde er barmherziger gestimmt und meinte, seine Frau wecken und mit ihr Rücksprache nehmen zu wollen. Nach einer halben Stunde konnte ich die Frauen mit der Nachricht überraschen, es stehe für die Leidende ein Bett bereit, und noch oft gedachte ich später des Blickes voll Dankbarkeit, mit dem ihre Tochter zu mir aufschaute, mit dem sie ihre kleine Hand in die meine schob und eine ganze Weile darin ruhen ließ. Dann verschwand sie mit Mutter und Dienerin und auch ich versuchte, in meinen Pelz gehüllt, ein paar Stunden zu schlummern.

Es dauerte lang, bis aus dem Schooße jener Nacht sich ein trüber, finsterner Tag losrang. Der Sturm zwar hatte mit dem grauen Morgen etwas nachgelassen, dafür aber war das Schneegestöber wo möglich noch heftiger geworden und es sah nicht aus, als ob die Stunde der Erlösung für uns nahe wäre. Nach einem Frühstück, zu dem ich den Wein, der Oberst die Chokoladetafeln geliefert und wobei wir nicht ohne Schrecken den geringen Vorrath, den wir von Beidem besaßen, mit der möglichen Dauer unseres Aufenthalts an diesem unwirthlichen Ort verglichen, erschien der Stationschef und meldete, daß draußen der Wirth des

Dorfes mit zwei großen Wagen angefahren sei, bereit, Diejenigen aus der Reisegesellschaft, die das dem Hierbleiben vorzögen, mit sich zu nehmen; er habe die Herfahrt ermöglichlicht und denke auch die Rückfahrt durchzusetzen, wenn sie schnell angetreten werde. Es folgte nun ein lärmendes Berathen und schließlich Annahme des Vorschlags von Seiten der meisten Passagiere, doch hörte ich das nur und sah es nicht. Eine mir unerklärliche Empfindung hatte mich getrieben, mich bei den ersten Worten des Beamten mit dem Rücken gegen die Gesellschaft an eine der Glashüren zu stellen, die auf den Perron führten, und in den vorbeistäubenden Schnee zu starren, als ginge mich, was hinter mir verhandelt wurde, nichts an. Was ich fürchtete, machte ich mir damals nicht klar; erst später, als in jeder einsamen Stunde ich mir den Tag und seine Empfindungen zurückrief, gestand ich mir's: es war eine Aufforderung des Obersten, mit von der Partie zu sein. Sie wurde mir nicht, der Schwarm zog ab und ich wandte mich wieder um. Wenige nur waren zurückgeblieben: eine englische Familie, die sich eben um den einen Tisch am Ofen einrichtete, und mein Oberst, der an dem andern in der Mitte des Raumes saß, mich mit listigen Augen betrachtend. Doch machte er keine Bemerkung, sondern lächelte bloß, als ich zu ihm trat, indem er sich zugleich erhob, unsere junge Reisegefährtin zu begrüßen, die im selben Moment in der Thüre erschien. Sie sah nicht aus, als ob sie viel geruht hätte und erzählte so gleich, daß ihre Mutter sich sehr unwohl befände. Zu ihrem sonstigen Leiden habe sich ein Kopfschmerz gesellt, der sie von Zeit zu Zeit befallt, heute aber ganz besonders heftig aufgete. Sie ertrage nur schwer die Anwesenheit von zwei Personen in dem ohnehin mehr als kleinen Zimmer, das die junge Frau oben ihnen habe anbieten können, und da sie gegen ihre sonstige Gewohnheit heute nur die Pflege der Dienerin begehre und es ihres reizbaren Zustandes wegen gerathen sei, ihr möglichst nachzugeben, habe sie, die junge Dame nämlich, gedacht, ein paar Stunden hier unten zubringen. Sie äußerte ihr Erstaunen, den Saal so leer zu finden und ließ sich von uns erklären, wie das gekommen.

„Aber warum sind die Herren hier geblieben?“ fragte sie. Der Oberst übernahm die Antwort:

„Ich dachte mir, daß der jedenfalls kleine Gasthof am Ende noch überfüllter und unbehaglicher sein dürfte, als der gut geheizte Wartsaal; unser junger Freund aber,“ der listige Zug trat wieder in seine Augen, „der dachte, glaube ich, gar nichts, auf keinen Fall daran, seinen Posten hier aufzugeben, er stand während des ganzen Auszugs aus Aegyptenland dort an der Thüre und blickte träumerisch in den weißen Schnee. Es ist auch gar nicht so übel jetzt in dem wohl durchwärmten Raum, seit es stiller geworden, ich würde mich sogar ganz behaglich fühlen, wenn nach unserem Frühstück ein Mittagessen von weniger ungewöhnlichen Bestandtheilen auf dem Programm des Tages stünde.“

„Was haben Sie gefrühstückt?“

„Portwein und Chokoladetafeln.“

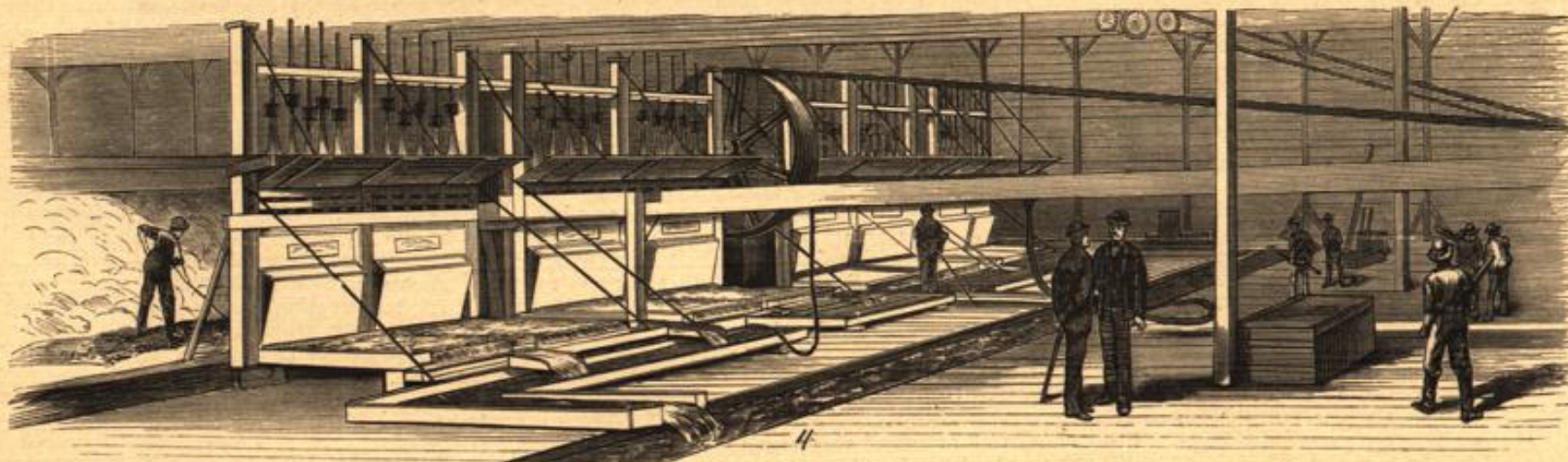
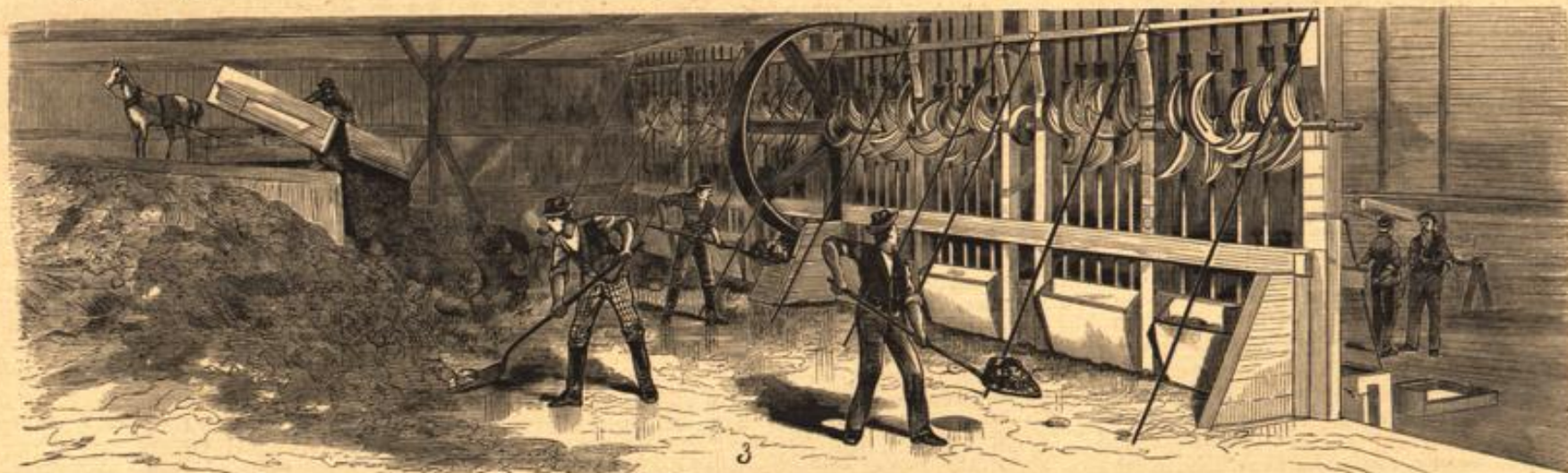
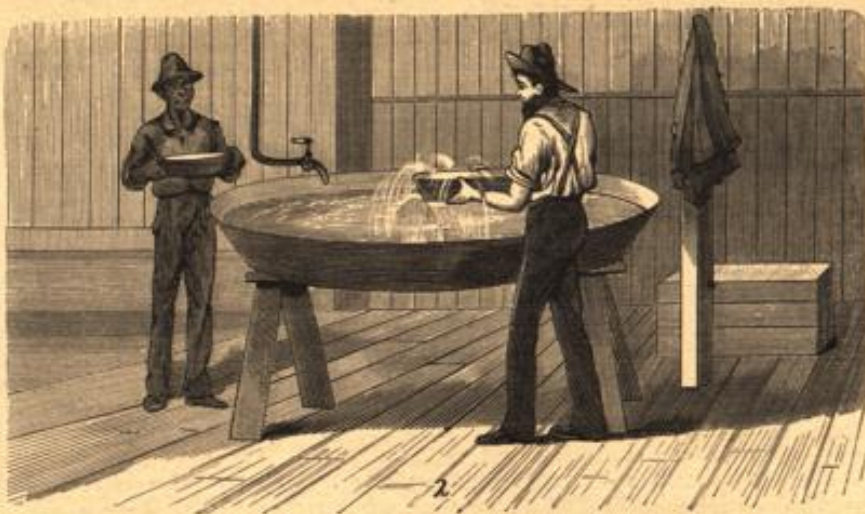
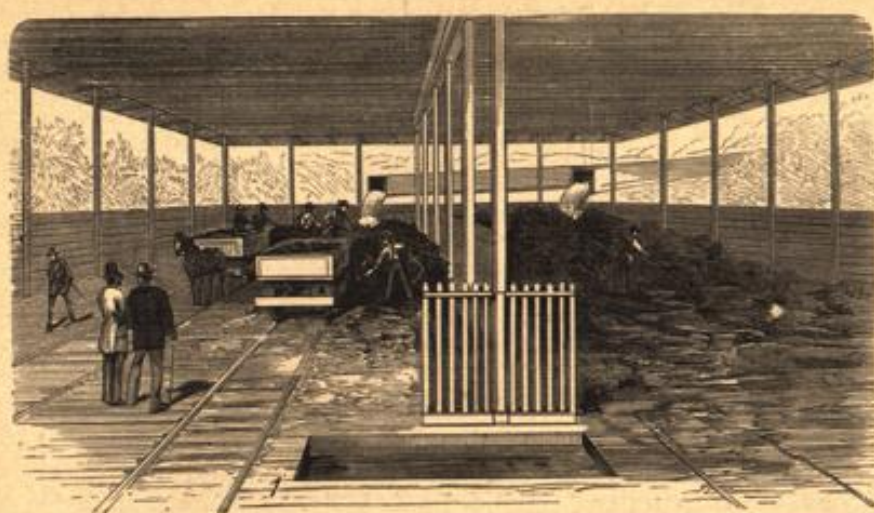
„O, dann erlauben Sie, daß ich Ihnen Gewohnteres anbiete.“  
Und husch! war sie weg, aber beinahe eben so schnell wieder da, gefolgt von ihrer Dienerin, die einen kleinen Theekessel, eine Miniaturkaffeemaschine, einige Büchsen und drei kleine Silberbecher auf dem Tisch ordnete und dann verschwand.

„Wir sind um Mama's willen auf unserer diesmaligen Reise mit Allem reichlich versehen,“ erklärte das junge Mädchen, „und wenn die Herren nun meine Gäste sein wollen,“ fügte sie lächelnd hinzu, „so bin ich Ihnen dafür, daß sie mir Gelegenheit geben, einen kleinen Theil unseres Dankes auf diese Weise abzutragen, auf's Neue verpflichtet.“

Nie habe ich mit größerem Genuß Kaffee getrunken, als in diesem elenden, kleinen, dunklen Wartsaal, nie wurde er mir aber auch bereitet und gereicht von einer schöneren Hand, und nie hatte ich eine holdere Stimme gehört als die, die mich aufforderte, meinen kleinen Becher wieder und noch einmal füllen zu lassen und mich hausmütterlich warnte, mir Finger und Lippen nicht an dem heißen Silber zu verbrennen. Finger und Lippen! Wenn es nur das gewesen wäre, was an mir brannte!

Den ganzen Morgen saßen wir so beieinander, in eifriger Unterhaltung alle Wettervorzeichen fern haltend und vergessend. Die meinigen hatten ohnehin einen seltsamen Umschlag erfahren; ich blickte nach dem Fenster nur, um mich zu überzeugen, daß es auch ganz gewiß noch stürme und schneie, mir eilte es gar nicht mehr, fortzukommen. Von Stunde zu Stunde stand die junge Dame auf, um nach ihrer Mutter zu sehen. Bald blieb sie länger, bald kürzer oben, immer aber kam sie zurück mit sorgenvoller Stirn, die erst nach und nach sich wieder erheiterte.

Zu Mittag kochten wir uns Bouillon aus Fleischextrakt, nachher aßen wir wieder Chokolade und kleine englische Biscuits und: „Après nous le déluge,“ sagte der Oberst, als er den letzten Schluck aus meiner Portweinflasche trank. Es war mitten in Eis und Schnee, in der halben Dämmerung des düstern Novembertages die hellste, friedlichste kleine Idylle, die man erleben konnte, und stundenlang erfüllte mich kein anderes Gefühl, als das angenehme bewußten Behagens an der gegebenen Situation. Doch, non c'è rosa senza spine und wären die Dornen auch nur selbstgeschaffene. Bald störte mich Eines und machte mich unglücklich. Unsere schöne Wirthin, sonst so unbefangenen zutraulich, schien mir gezwungen und zurückhaltend zu wer-



1. Magazin. 2. Auswaschen. 3. Die Speisung der Stampmühle 4. Die Stampmühle. 5. Das Hinabschwemmen.

Goldgewinnung im Dahlonegadisfrik (Georgia). Originalzeichnungen. (S. 187.)

den, wenn das Gespräch sich auf irgend etwas lenkte, was meine oder ihre sonstigen Verhältnisse nur entfernt berührte. Ich täuschte mich nicht; jede Gelegenheit, die mir möglich gemacht hätte, ihr meinen Namen zu nennen, wurde von ihr zu vermeiden gesucht, und als ich das einmal erkannte, machte ich auch den Versuch nicht mehr, es zu thun. Unter allen anderen Umständen wären mir gar keine Zweifel gekommen darüber, ob eine Vorstellung meinerseits einer

Dame, mit der mich das Schicksal nun einmal auf lange Stunden und unter so eigenthümlichen Verhältnissen zusammengeführt, angenehm sein könne oder nicht; ich hätte sie angesehen als einfache Pflicht der Höflichkeit und darnach gehandelt. So aber, — ich war ja verliebt! Ja wohl, verliebt! obgleich mir jener Tag kaum offenbarte, wie sehr. Das zu erweisen, war späteren Zeiten vorbehalten, als ich Die, die jetzt mein Auge und mein Herz erfüllte mit

sonniger Gegenwart, zu betrauern hatte als eine Verlorene. — Aber wer war nicht verliebt, wer weiß nicht, wie das von Anfang an niemals ein einfacher, sondern stets ein äußerst komplizirter Zustand ist! Wie Demuth und Trost, Freimuth und Blödigkeit, Stolz und Scham, die ungewohntesten, die widersprechendsten Empfindungen und Seelenstimmungen von uns Besitz ergreifen, alle miteinander und alle durcheinander, wie sie ihr armes Opfer umher-



Der Zöllner und der Pharisäer. Luk. 18, 13. Zeichnung von G. Doré. (S. 191.)

wirbeln von Pol zu Pol. Wie sie den Kühnen zaghaft, den Sichern unsicher machen, wie sie uns füllen mit heftigem Drang, unser Gefühl hinauszujubeln in alle Ferne, es anzuvertrauen der ganzen Menschheit, und uns doch zehnmal, aus zeitigen und unzeitigen Bedenken, versäumen lassen, es der Geliebten selbst zu offenbaren. Dieß zu thun konnte unter den damaligen Verhältnissen freilich kaum mein Wunsch, noch weniger meine Absicht sein, daß ich sie aber von mir gehen ließ, ohne ihr, trotz alledem und alledem,

meinen Namen zu nennen, das Einzige, was mir die schwache Möglichkeit gegeben hätte, auch den ibrigen zu erfahren, das war des blöden Schäfers denn doch zu viel und hat mich nachmals bittere Seufzer genug gekostet. Sie war wieder oben, ich wandelte in mich gekehrt im Saal auf und ab, der Oberst rauchte. „Alle Wetter,“ sagte er auf einmal, „es hat ja aufgehört zu schneien und da fangen auch schon die Wolken an zu zerreißen. Hurrah, jetzt werden wir flott!“

„Das wird sich noch auszuweisen haben!“ meinte ich verdrießlich. „Oho, junger Held, gefällt's Ihnen so sehr hier oben? Na, ich verdanke es Ihnen nicht, Gott weiß, vor dreißig Jahren hätte ich in solcher Gesellschaft eine Höhle angenehmer gefunden!“ Das junge Mädchen trat ein, hinter ihr der Stationschef. „Gute Nachrichten!“ rief er. „Das Wetter hellt sich

auf, und wenn der Wind die Richtung beibehält, schnell und vollständig. Ich glaube, wir werden in drei Stunden etwa den einen Zug abgehen lassen können, der andere, der Sie mitnimmt, meine Herren, dürfte leicht zwei Stunden später kommen, aber man sieht doch nun ein Ende.“

„Wie freue ich mich für Mama,“ sagte unsere Reisegefährtin.

„Nur für Mama?“ wagte ich zu fragen.

„Sie wissen, daß ich für mich selbst ein kleines Abenteuer gewünscht habe,“ gab sie schalkhaft zurück.

Nun kam bei mir ein dummer Trost zum Durchbruch. „Es ist gut,“ dachte ich, „daß sie so deutlich zu verstehen gibt, was unser Zusammentreffen ihr bedeutet: ein kleines Abenteuer, weiter nichts.“ Und ich antwortete nicht auf ihren Schmerz und war anderthalb Minuten lang beleidigt. Die Wirkung eines düster-vortourfsvollen Blicks, den ich gleichfalls auf sie heftete, ging leider ganz verloren dadurch, daß sie sich im selben Augenblick von Neuem der Thüre zuwandte.

„Wollen Sie uns schon wieder verlassen, Fräulein?“ rief der Oberst.

„Nur um Mama die Freudenbotschaft zu bringen, die bloße Nachricht wird sie halb gesund machen.“

„Thun Sie das, aber vergessen Sie nicht, daß immerhin noch drei Stunden vergehen sollen, ehe Sie an Ihre Weiterreise denken dürfen, und wie tröstlich es für uns ist zu hoffen, uns während derselben Ihre Gegenwart nicht ganz entzogen zu sehen. Drei lange Stunden! Was sollen wir damit beginnen, wenn durch Ihre Entfernung dieser finstere Saal noch finsterner wird?“

„Was die Kinder thun, wenn sie im Dunkeln sind,“ entgegnete sie lächelnd, „singen. Es kann ja jeder der Herren ein Gedicht machen auf unsere gemeinschaftlichen Erlebnisse. Nun sie anfangen zu den überwindenen zu gehören, ist das nicht so schwer und ich werde Preisrichter sein, wenn ich wieder komme.“

So entstand das kleine Lied, das Eva gefunden und auf das ich mich nun plötzlich wieder voll besann. So unbedeutend es ist, meine damalige Stimmung brachte es doch zum Ausdruck, zum einzigen wenigstens, den ich wagen durfte, ihr zu geben.

„Wie haßt' ich den Schnee sonst.  
Der Sturm war mir leid;  
Nun scheint mir der Winter  
Viel liebliche Zeit.“

Der Sommer, die Sonne,  
Reins hat mir gebracht,  
Die jetzt ich gefunden  
In eiskalter Nacht.“

O flieh'nde Minuten!  
Was dochst du so warm,  
Mein Herz? — 's ist vorüber —  
Wir sind wieder arm.“

Man hatte Botschaft in's Dorf gesandt, der Wartsaal begann sich zu füllen mit lärmenden, schwabenden, sich beglückwünschenden Menschen. Die Minuten flogen wirklich, mein Auge hing unruhig und verlangend an der Thür; sollte mir keine Gelegenheit mehr werden, meine Verse in die Hand Derjenigen zu legen, an die sie gerichtet waren? Einmal erschien die Dienerin, um das Gerüth fortzunehmen, das sie am Morgen gebracht, und endlich, endlich, die uns noch vergönnte Zeit war beinahe schon zu zwei Dritttheilen verfloßen, kamen sie alle Drei vollkommen reisefertig herab und setzten sich auf die einzige freie Bank in der Nähe der Thür, die auf den Perron führte. Es war noch hell, die Luft wo möglich noch kälter, der Himmel aber klar geworden und die niedergehende Winter Sonne wob einen glorreichen Schein um das schöne Haupt, das sich zu der Mutter niederbeugte und ihr etwas zuflüsterte, als ich mich näherte. Die Kranke erhob mühsam den Kopf, um mir ein paar höfliche Worte des Dankes zu sagen, schloß aber die Augen sofort wieder und ich trat nach kurzer Antwort zurück an die Seite ihrer Tochter, die das Ende der Bank inne hatte.

„Ihr Rath ist befolgt worden, Fräulein,“ sagte ich, „ich hatte Furcht, als ich im Dunkeln gelassen wurde und lang.“

„Furcht? Wovor?“ fragte sie lächelnd und griff nach dem Blättchen, das ich ihr bot.

„Davor, von nun an im Dunkeln leben zu müssen.“  
Ein schneller, halb fragender Blick huschte über mein Gesicht und einen Moment war's, als habe ihre ausgestreckte Hand die Absicht, sich zurückzuziehen; sie besann sich aber, nahm das Papier und trat damit an die Thür, um es zu lesen. War es der Widerschein des purpurnen Abendhimmels allein, der die helle Röthe über das reizende Gesicht goß? Sie blickte weit länger auf das Blatt, als nöthig gewesen wäre, um die paar Verse einmal zu lesen, auch als sie endlich die Hand sinken ließ, hob sie die Lider nicht, sondern stand finnick und unbeweglich noch ein paar Augenblicke auf derselben Stelle. Das Blatt zusammenbiegend und es in einem kleinen Notizbuch bergend, das sie aus der Tasche zog, nahm sie endlich ihren Platz wieder ein; ihr Kleid streifte mich dabei, aber sie sah nicht zu mir auf und machte keine Bemerkung. Als sie nach einigen Minuten doch anfang zu sprechen, da geschah es mit dem ruhigen Klang der Stimme, dem ich von Anfang an so gern gelauscht, und freundlich und gütig wie sonst, aber von fremden, entlegenen Dingen. Was sie dachte, konnte ich nicht ergründen, mein eigenes Denken schon war viel zu

unruhig. In selbstgeschaffener Pein heftete es sich zum Voraus nur an den Augenblick des Scheidens, der unerbittlich herankam. Einen Moment kämpfte ich mit dem verzweifelten Entschluß, alles Andere im Stich zu lassen und auch nach Süden zu fahren, aber ich mußte erkennen, daß das unmöglich sei. Wortfarg stand ich in der letzten Viertelstunde neben Der, von der ich annahm, daß sie nicht einmal zu ahnen begehre, wie schwer mir fiel, ihr Lebewohl zu sagen, aber auch die letzte Viertelstunde ging vorüber.

Alles drängte aus den Thüren, der Oberst schleppte wieder eifrig das Handgepäck der Frauen in ihr voriges Coupé. „Der Schnee ist weggeschafft,“ sagte er endlich, „die Damen können gehen. Sie müssen einsteigen, es ist Zeit; darf ich bitten, sich auf mich zu stützen, gnädige Frau? Sie, junger Freund, geleiten das Fräulein.“

Schweigend folgten wir dem voranschreitenden Paar. In der Mitte des Perrons bog die Leidende den Kopf zurück. „Ich habe mein Tuch liegen lassen, Ritta,“ sagte sie. Wir gingen wieder hinein, suchten und fanden es. Als wir zum zweiten Mal aus der Thür traten und ich die zwanzig Schritte überfah, die die leichte Hand noch auf meinem Arm liegen sollte, ehe sie sich für immer zurückzog, blieb ich stehen.

„Dürfte ich hoffen, daß Sie sich freuen würden, mich wiederzusehen, Fräulein?“ fragte ich.

Sie erhob den Blick. „Gewiß, wir sind Ihnen für viele Güte so vielen Dank schuldig.“

„Nein,“ unterbrach ich sie, „nicht so, auch ohne das. Sie gehen nach Nizza; würden Ihre Augen freundlich blicken, wenn sie eines Tages dort auf mich fielen?“

„Ja,“ erwiderte sie sanft und leise, aber sie war bleich geworden und schritt hastig über die Schienen.

„So werde ich Sie wiederfinden.“

„Leben Sie wohl,“ sagte sie statt der Antwort und reichte mir die Hand. Ich wagte nicht, sie zu küssen, aber ich behielt sie in der meinen, bis das Mädchen eingestiegen war. Sie nahm ihren Platz am Fenster und winkte mir, meinen Hut aufzusetzen. Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, den ich nicht verstand. Der Mund lächelte, aber ihre Augen schauten in die meinen mit einem angstvollen Blick. Bat er: „Vergiß mich nicht!“ oder sprach er: „Bleibe fern?“ Damals, trotz des vorübergehenden Ja, fürchtete ich das Letztere, heute weiß ich das Erste. Und doch, theure Margaret, waren wir so lang getrennt und du mußt glauben, daß ich dich vergessen.

Der Zug brauste dahin; zwei Stunden später ging der unfrige ab. Ich war froh, daß der Oberst ein Rauchcoupé aussuchte, froh, allein zu sein. Mein einziger Trost war mein Pelz; hatte er doch sie umhüllt, die holde Gestalt, die ich durch den Schnee getragen! Immer von Neuem rief ich mir jene Minuten zurück, fühlte wieder den Druck der sanften Arme um meinen Hals, die weiche, warme Brust dicht an der meinen — und immer von Neuem zersah der Traum und ich fand mich allein.

Meine Geschäfte in der Provinzialhauptstadt wickelte ich rasch ab. Es handelte sich um den Kauf von Neubaus, den ich fest machte, worauf ich schleunigst den Rückweg nach Meerfeldten antrat, um auch dort meine Angelegenheiten zu ordnen. An das Gesicht meines Verwalters, dem ich gesagt hatte, daß ich nun, auf Jahre des Wanderlebens müde, Meerfeldten selbst bewirtheften und ihn nach Neubaus schicken wolle, dachte ich nicht, nur daran, so bald als möglich fortzukommen. Die Sterne hatten es anders beschlossen. Noch eine Tagereise von der Heimat traf mich die Botschaft, daß in der Nacht vorher das Herrenhaus auf Meerfeldten nebst einem großen Theil der Wirtschaftsgebäude abgebrannt sei, und daß mein braver Verwalter an einer Verletzung, die er bei dem Rettungswerk sich zugezogen, schwer, wenn nicht hoffnungslos darnieder liege. Das war ein dicker und definitiver Strich durch meine Rechnungen; von einer Reise meinerseits konnte unter solchen Umständen natürlich keine Rede sein. Mit großen Anstrengungen machte ich es in der Mitte Februar zwar möglich, doch auf vierzehn Tage loszukommen und eilte direkt, mit Schnellzügen nach Nizza, konnte dort aber keine Spur meiner Reisegefährtinnen finden. Ob sie schon wieder weggereist, ob sie gar nie da gewesen, nichts war zu ergründen, und verstimmt und misguthig, beinahe ernsthaft unglücklich kehrte ich nach Hause zurück. So ohne jeden Anhaltspunkt war ich, daß ich gar nicht daran denken konnte, weitere Nachforschungen zu beginnen, sie wären von vornherein fruchtlos gewesen. Es blieb mir keine Wahl, als mich zu ergeben — muthig — da es nun doch einmal so sein mußte.

Und die Zeit geht vorüber an uns und an dem, was sie uns gebracht; immer Neues führt sie uns herauf: Freuden und Pflichten. Wir aber sind ein verständiges Geschlecht, bemüht, der Arbeit der Stunde zu leben und durch sie der Zukunft. Wir dünken uns weise, wenn wir, ganz in eifriger Gegenwart befangen, den Tag, der hinter uns liegt, ansehen als abgethan, und männlich und gereift, so wir uns gewöhnt haben, dieß mit kühlern und ruhigem, mit wünschlosem, vielleicht über all' die Thorheit lächelndem Blick zu thun.

Ein Theil von dem erfüllte sich auch an mir. Ich dachte es von mir fordern zu sollen, dem Traum, dem leichten Traum eines Tages, der unwiederbringlich zerfloßen schien, nicht länger Einfluß zu gestatten auf mein Gemüth und Leben — und ich arbeitete. Ein neues Herrenhaus auf Meerfeldten entstand; kaum wußte ich, warum ich es in der ganzen Größe und Ausdehnung des alten herstellen

sollte, und als es fertig war, verließ ich mein provisorisches Quartier in einem der Dekonomiegebäude und wohnte allein in den weiten Räumen, aber niemals kam mir der Gedanke, ihnen eine Herrin zu geben. Wie die Tante ihn anzuregen suchte, wie ich endlich so weit kam, ihr einen halben Schritt entgegen zu thun, habe ich erzählt. Die Gute, wenn sie geahnt hätte, in welcher Weise diese Nacht all' ihre Pläne vernichtete, wie Schön-Evchen und ich einander um die Wette verschmähten! Meinerseits fing ich aber an, trotz dem Korb durch die Thür, eine ganz warme Zuneigung für die unbekante Cousine zu fassen und gelobte mir, ihr und „Stephan“ meinen vetterlichen Rath und verwandtschaftliche Hilfe zur Verfügung zu stellen, um sie Beide aus dem Labyrinth, in das sie einander geführt, zu erlösen. Mir war, als dürfte es um mich nur noch Glückliche geben, und von der Vergangenheit weg, die sie rasch durchlaufen, flogen meine Gedanken vorwärts in eine sonnenhelle, goldene Zukunft.

Es war lange nach Mitternacht; ich lag noch immer da mit wachen Augen, als auf einmal das Zimmer mit einem unbestimmten, fahlen Dämmererschein sich zu füllen begann, wie er wohl entsteht, wenn nächtlicher Gewitterregen und die frühe Morgenröthe des Hochsommers in einander fließen. Zur Morgenröthe aber war's, jezt am Ende des August, um die dritte Tagesstunde, noch zu bald und verwundert erhob ich mich und trat zum Fenster. Der Regen hatte aufgehört, kühle Luft drang in's Zimmer; zugleich aber auch Brandgeruch und ein dünner röthlicher Rauch war es, der über dem weiten Platz vor dem Hause schwebte. Erschrocken über diese nicht mißzuverstehenden Anzeichen eines Brandes, beugte ich mich hinaus; da drang aus einem großen Hause an der gegenüberliegenden Seite des Platzes dicker schwarzer Qualm hervor; kleine gelbrothe Zungen spielten wie die Zerklöcher auf dem Dache hin und her; immer zahlreicher wurden sie — jezt vereinigten sie sich — eine gewaltige Flammensäule schoß jäh empor und tauchte weithin die Umgebung in düsterrothe Glut.

„Feuer!“ schrie ich unwillkürlich auf den noch stillen, menschenleeren Platz hinab, aber ehe ich den Ruf noch wiederholen konnte, hatte er von drüben her ein Echo gefunden und bald erschallte er zehn- und zwanzigfach. Läden wurden aufgestoßen, Fenster aufgerissen, eine wahre Ausstellung tief erschockener Nachtmühen organisirte sich, erst einzeln, dann truppweise rannten die entsehten Menschen herbei, sie schrien, sie liefen rathlos hin und her, jene unbeschreibliche Verwirrung griff Platz, die den Ausbruch solcher Katastrophen zu begleiten pflegt, bis endlich vom nahen Thurm die stürmende Glocke Allen verkündete, daß Gut und Leben Einzelner in Gefahr und Räubergerassel und blanke Helme die nahende Hilfe verhießen.

Ich schloß das Fenster. Mein nächster und einziger Gedanke waren Die, die im Zimmer nebenan noch ruhig zu schlummern schienen, denen aber die kommenden Minuten ein angstvolles Erwachen bringen mußten. Mein Herz schlug, wenn ich an ihren Schreck und daran dachte, daß mir vielleicht dadurch Gelegenheit geboten werden könnte, Margaret noch in derselben Stunde zu sehen. Würde sie mich wohl erkennen? Mechanisch fuhr ich mit der Bürste über die Haare, dann stand ich wieder und horchte. Im Hause wurde es nach und nach lebendig; erst eine, dann die zweite, schließlich drei, vier Klingeln zumal ertönten, im ersten Stock und auf dem Flügel rannten die Leute hin und her. Hier oben blieb's verhältnißmäßig still, nur der Lärm von der Straße; schallende Kommandorufe, der zischende Laut des rettenden Strahls, dazwischen Signalhorn und entfernter Trommelwirbel und über Allem der mahnende Klang vom Thurm in seiner eintönigen Unermülichkeit, drangen immer lauter heraus und die Helle wurde von Minute zu Minute größer.

Da rührte sich's auch drinnen, hastige Schritte flogen über die Dielen und ein Fenster wurde geöffnet.

„Allmächtiger Gott!“ drang Margaret's Stimme zu mir herüber.

Jezt erst schien Eva zu erwachen.

„Margaret!“ schrie sie, „wo bist Du, Margaret? Das ist ja Feuer!“

Dann nach einer sekundenlangen Pause ein Hall und ein Schrei — von Eva's Lippen Schmerzenslaute und die Worte: „O komm' doch und hilf mir, ich kann nicht aufstehen, ich habe mich verlegt.“

„Eva!“ rief Margaret im Ton des höchsten Schreckens.

„Nicht so,“ wimmerte diese, „Du hast nicht Kraft genug und ich bin wie gelähmt. Riehe die Klingel, oder noch besser, suche Jemand, der uns hilft.“

Ein Riß an der Klingel folgte, zugleich näherten sich Margaret's Schritte der Thür, aber ehe sie dieselbe noch aufgeschlossen, hatte ich mein Zimmer schon verlassen und stand in dem dunklen Korridor, bereit, ihrem ersten Hilferuf zu folgen. Mein Herz pochte wie wahnsinnig, als nun die schlank Gestalt in dem weißen Kleid unter die Thür trat, das süße, liebe, schöne Gesicht ganz bleich vor Schreck und Angst, aber hell beleuchtet von dem Licht, das sie in der Hand trug und mit der andern vor der Zugluft schützte. Sie fuhr zusammen, als sie die fremde, dunkle Gestalt da stehen sah, sagte sich aber sogleich und trat auf mich zu.

„Wer Sie auch sein mögen,“ sprach sie mit zitternden Lippen, „ich bin gezwungen, an ihre Güte zu appelliren. Hier im Zimmer ist eine Dame, die ein Unfall für einen Augenblick hilflos gemacht hat und für die ich um Ihren Beistand bitte.“

„Verfügen Sie über mich, gnädiges Fräulein,“ erwiderte ich und trat vor und — das Herz der Frau triumpferte über das des Mannes. Ich hatte ihre Stimme vergessen, sie erhob beim ersten Ton der meinen das Licht gegen mich und ihre Augen hefteten sich fest auf meine Züge. Waren vorher ihre Wangen bleich gewesen, so wurden's nun auch ihre Lippen, aber nur einen Augenblick; im nächsten floß das rothe Blut ihr heiß zurück in's Angesicht und ich wußte, daß ich erkannt sei. Der Leuchter schwanke in ihrer Hand, aber sie sagte nichts; nur mit einem leisen: „Bitte!“ schritt sie mir voran über die Schwelle ihres Zimmers.

Es war allerdings keine Zeit zu verlieren. In der Mitte des Fußbodens lag Eva auf die eine Hand gestemmt und leise stöhnend. Sie schien sich beim Fallen an dem daneben stehenden Koffer verletzt zu haben, denn ihre Schläfe war blutig und ein hellrother Tropfen hatte die Halskrause des weißen Gewandes gefärbt. Sie war offenbar halb betäubt, ihr Gesicht ganz blaß, die Augen geschlossen. Sie schlug sie auch nicht auf, als ich, mich neben ihr auf ein Knie niederlassend, versuchte, sie in meinen Armen vom Boden aufzuheben. Es war nicht leicht, da sie wirklich hüftlos schien, aber es gelang, und als ich mich erhoben hatte und mit ihr auf Margaret's Wink gegen das Sopha schritt, legte sie den einen Arm um meinen Nacken, um es mir bequemer zu machen. Dabei aber streifte ihre Hand meinen Bart und wahrscheinlich nicht anders glaubend, als auf des tadellos rasirten George's Armen sich zu befinden, öffnete sie erstaunt die Augen. Dem ersten überraschten Blick folgte ein zweiter, völlig entsetzter.

„Margaret,“ schrie sie auf, „weißt Du, wen Du mir da gebracht? — Das ist ja Otto Meerfeld!“ — Und aller Fassung bar, nur suchend, sich vor mir zu verbergen, umklammerte sie mich auch mit der andern Hand und drückte ihr Gesicht in das einzige Versteck, das sich ihr im Augenblick bot — in meinen verabscheuten Bart.

Aus Margaret's Hand klickte der Leuchter zu Boden und die Kerze erlosch. Wir bedurften ihrer nicht; von drüben her erleuchtete das Feuer fast taghell unsere, nach Eva's Schrei minutenlang stumme Scene. Ich hatte sie auf's Sopha gleiten lassen und richtete mich nun auf. Wohl war hier weder Zeit noch Ort Erklärungen abzugeben, ein Blick auf Margaret jedoch, die, in einen Sessel gesunken, ihr Gesicht in den Händen verbarg, ließ mich nicht schweigen.

„Ja, Cousine Eva,“ sagte ich, „es ist wirklich Otto Meerfeld, aber Ihr Bräutigam heißt Stephan Trenski.“

Sie fuhr emper, alle Schwäche war vorüber. „Wer hat Ihnen das gesagt? Woher wissen Sie den Namen? Sind Sie sein Freund?“ stürzten ihre Fragen gebieterisch über mich her.

„Noch nicht,“ erwiderte ich, zunächst die letzte derselben beantwortend, „aber ich hoffe es zu werden. Mein Geständniß wird mir schwer,“ fuhr ich nach einem Augenblick der Sammlung fort, „doch bin ich Ihnen Beiden volle Wahrheit schuldig. Ich habe diese Nacht in dem Zimmer hier nebenan zugebracht und habe Ihre Gespräche gehört. Wollen Sie mir in erster Linie gestatten, Ihnen, gnädigste Cousine, meinen Dank zu sagen für den allerliebsten kleinen Korb, den ich dabei empfing?“ Wie werde ich die arme Eva vergessen in diesem Augenblick. Vom Sopha aufgesprungen, als wollte sie fliehen, klammerte sie sich doch mit der Linken fest an die Seitentischen desselben; über die Schulter zurück wandte sie den Kopf nach mir und starrte mit tödtlich erschrockenen Augen regungslos in mein Gesicht. Und wie man in solchen Momenten oft wie durch einen übernatürlichen Willen sich gezwungen sieht, seine Aufmerksamkeit ganz nichtsagenden, unwesentlichen Dingen zuzuwenden, so nahm auch ich hier unwillkürlich Gelegenheit, mich zu unterrichten, was eine „Watteaufalte“ eigentlich bedeute, und zu finden, daß die mannigfachen Einwirkungen dieser Nacht die gegenwärtige allerdings etwas „zerknittert“ hatten. Ehe Eva ein Wort hervorbringen konnte stand ich vor Margaret. Mein Muth wollte mich beinahe verlassen an diesem Platz und eine leise Bitte um Vergebung (ich wußte kaum wofür) war Alles, was ich sprach. Da hob sie ihre wunderschönen Augen zu mir auf und wenn jemals Hoffnung und Verheißung, Liebe und Vertrauen sich in einen Blick gedrängt, so war's in diesen. Ich vergaß Alles, Ort und Stunde; das Getümmel von unten drang zu meinem Ohr nur noch wie Harfentöne, und in dem hellen Klammenschein, der uns umgab, beugte ich mein Knie, die Hand zu küssen, die wieder in der meinigen zu halten mir wie ein strahlendes Wunder erschien.

Ein Laut des Erstaunens hinter mir gab mir die Fassung wieder; ich erhob mich und trat zurück. Eva's Augen flogen von mir zu Margaret, ein Strahl des Verstehens begann in ihnen aufzuglimmen. „Margaret,“ rief sie, „ist das!?“

Margaret lächelte nur und nickte.

Da flog die Kleine auf sie zu: „O Liebe, Süße,“ frohlockte sie und die Freundin wurde nahezu erdrückt in ihren Armen, „siehst Du, nun kommt Alles, wie ich vorhergesagt. Erst das Feuer —“

„Dann die Mäuse,“ schaltete ich ein.

„Nein, der Räuber! Aber den hat Margaret prophezeit und deshalb kommt er auch zu ihr. Nun aber, Sie böser, nein, Sie lieber Better, kommen Sie her und schütteln Sie meine Hand. Ich freue mich, Ihre Cousine zu sein, und Stephan soll Ihr Freund werden. Sie verdienen das!“

Und gleich, als ob mit dieser außerordentlichen Glücksverheißung und summarischen Anerkennung meiner Quali-

täten der Höhepunkt dessen, was ich in dieser Nacht erleben sollte, überschritten sei, wurde es nach Eva's Worten plötzlich dunkler im Zimmer. Die Flammen, die noch eben so hell geleuchtet, unterlagen in dem Kampf, der gegen sie geführt wurde und sanken zusammen. Eva hob den Leuchter vom Boden und machte Licht. „Da es dem Schicksal gefallen hat,“ sprach sie dabei, „mich in dieser Stunde auf einen Posten zu stellen, den ich noch nicht oft eingenommen, nämlich einmal von Dreien das Vernünftigste zu sein, so beginne ich die Ausübung der Pflichten, die diese verantwortliche Stellung mir auferlegt, damit, Ihnen, Better Otto, mit meinem wärmsten Dank für den mir geleisteten Beistand die Erlaubniß zu ertheilen, sich nun zurückzuziehen. Wenn es Tag geworden ist, aber nicht vor neun Uhr, dürfen Sie wiederkommen, dann wollen wir unsere Pläne festsetzen und unsere Beschlüsse fassen. Zwei von uns können ein paar ruhige Stunden des Sichbesinnens brauchen.“

Wir fügten uns lächelnd ihrer schalkhaften Weisheit und ich ging. Unten suchte ich George, erklärte ihm, daß ich und meine Nachbarinnen, durch den Feuerlärm aus unseren Zimmern getrieben, und als Verwandte erkannt hätten, ließ meine Sachen in ein Gemach des dritten Stods schaffen und das meinige den Damen zur Verfügung stellen.

Ein kühler grauer Tag brach an.

Stillsitzen jetzt, mit all' der unruhigen Freude im Busen, wäre mir unmöglich gewesen, so machte ich Toilette und nachher einen erquickenden Morgenspaziergang; fünf Minuten vor neun Uhr ließ ich mich den Damen melden. Die Goldmünze, die bei unserem Gespräch in der Frühe aus meiner Hand zwischen George's Finger und von da eilig in seine Westentasche geglitten war, hatte in dem guten Burtschen einen reichen Born von Dienstleuten erschlossen: mein Zimmer war mit anerkannterwertiger Schnelligkeit bereits in einen ganz artigen Salon umgeschaffen worden.

Margaret kam mir allein entgegen, zum ersten Mal im vollen Tageslicht, strahlend von Schönheit, voll lieblichsten Vertrauens. Eva behauptete, Schmerzen in ihrer kleinen Wunde zu haben und ließ sich entschuldigen, so war die Stunde unser und wir ließen sie nicht ungenützt verstreichen. So unerschöpflich viel hatten wir uns zu sagen: wie das Feuer, das uns heute vereint, mich damals verhindert, ihr sogleich zu folgen, wie ich sie dennoch gesucht, wie ich sie betrauert, wie sie umsonst gehofft, gewartet, sich geseht: o, es war so über die Maßen entzückend, des Kummers der Vergangenheit zu gedenken im Rosenlicht der schönsten Gegenwart! Als Eva endlich zu uns trat, da war ich im Besitze der Erlaubniß, heute noch die Reise zu der Mutter anzutreten, um unseren Wünschen ihren Segen zu erbitten. Eva war vollkommen damit einverstanden, aber auch sie hatte Aufträge. Ich sollte in L., das ich berührte, aussteigen, Stephan auffuchen und ihm einen Brief seiner Braut überbringen.

„Ich habe überlegt,“ sprach sie, „daß der Präsident genau dasselbe Gesicht machen wird, ob Stephan heute mit einem, oder erst über's Jahr mit zwei Sternen auf seinen Aksefstücken zu ihm kommt, seine Einwilligung wird er schließlich ja doch geben müssen. Zudem hat diese Nacht mich gelehrt, daß der Himmel mich schwerlich zur Bewahrerin von Geheimnissen, selbst meiner allereigensten, bestimmt hat, es gelingt mir so schlecht, sie zu hüten, daß es wohl besser ist, ich habe keine. Sie aber, Better, sollen mir helfen, Stephan zu bestimmen, sich dem Vormund vorzustellen, und ich ermächtige Sie, zu diesem Zweck ihm die Ereignisse dieser Nacht, so weit sie mich betreffen, nach Ihrer eigenen Auffassung wieder zu erzählen. Wissen Sie aber,“ frug sie, „daß Ihr Zug schon nach elf Uhr, eine Stunde vor dem Unfrigen geht?“

Ich wußte es nicht, doch der Fahrplan bestätigte es. „Ich könnte ja bis zum Nachtzug oder auch bis morgen warten, um Sie Beide nicht allein zum Bahnhof fahren zu lassen,“ schlug ich vor.

Margaret's Hand legte sich auf meinen Arm: „Nicht warten,“ bat der sanfte Druck und: „Nicht warten,“ sprachen Eva's Lippen es nach. „Eilen Sie, die Mama herzubringen und wo möglich Stephan. Daß wir uns noch einmal allein unter Kutschern und Gepäckträgern, Konduktoren und Mitreisenden bewegen müssen, wollen wir als gerechte Strafe ansehen dafür, daß wir Ihnen davon zu laufen suchten.“

„Und die ganze Begebenheit als einen Beweis, daß Niemand seinem Schicksal zu entinnen vermag, nicht wahr, Cousinchen? Wer ist mir denn am allernachdrücklichsten in die Arme gelaufen?“

Sie wurde sehr roth, aber sie lachte.

„Ich bin begierig, Better, wen Sie das nächste Mal zu tragen haben werden,“ gab sie zurück. „Wir wollen der Tante nichts sagen, Margaret, von all' dem, was sich hier begeben, dann, wenn er kommt und Verrath und Tücke offenbar werden, fällt sie vielleicht in Ohnmacht, damit er doch in Uebung bleibt.“

„Erst aber werde ich Stephan sehen und werde ihm erzählen, wie wenig traurig, wie sehr übermüthig Sie sind in seiner Abwesenheit; wie wundervoll beherzt — am hellen Tage.“

„Leben Sie wohl, Better Otto, es ist Zeit, daß Sie zur Bahn kommen,“ erwiderte sie lachend und flog davon. An der Thür des Nebenzimmers blieb sie stehen. „Er ist ein Spötter!“ rief sie, „Margaret, willst Du's denn wirklich mit ihm wagen?“ Und damit war sie drinnen und hatte die Thüre zugemacht.

Ich beugte mich zu der Geliebten. „Ja, willst Du's mit ihm wagen?“ fragte ich und wagte selbst das erste „Du“.

Sie reichte mir beide Hände. „Ich will,“ sprach sie fest und freudig.

„So weißt Du ganz gewiß, daß Du mich liebst?“ Erstaunt hob sich ihr Blick zu mir. Ich zog sie an mich. „So gewiß, Ritta,“ flüsterte ich, „wie Eva meint, daß man es wissen mußte?“

Da verstand sie mich; mit heißem Purpur auf den Wangen schlug sie die Augen nieder und wand sich los. In der nächsten Sekunde aber legten sich ihre Arme um meinen Hals, ihr Haupt an meine Brust und meine Lippen nahmen die wonnevolle Antwort auf meine Frage von den Lippen.

Noch Manches wäre zu berichten. Wie ich zu Stephan Trenski kam, ihm den Brief seiner Braut überreichte und mit dem Ueberraschten mich verständigte; wie die Mutter mich empfing; wie wir auf der Reise zu Margaret den jungen Helden mit uns nahmen, der einstweilen den Vormund überrascht und bezwungen hatte; wie die Tante nicht in Ohnmacht fiel, sondern sich herzlich freute über die beiden Paare; wie sie die Liebe zu mir so innig auch auf Margaret übertrug, daß Eva am Abend des Tages, an dem beschlossen worden war, daß noch vor Weihnachten die junge Herrin von Meerfeldten dort ihren Einzug halten sollte, erklärte, nächstens eifersüchtig werden zu müssen.

„Wahrhaftig,“ rief sie von dem Nebentisch, an dem sie den Thee bereitet hatte, zu uns herüber, „hätte ich gewußt, wie viel Otto's Braut bei der Tante gelten würde, ich hätte mich besonnen und —“

„Und was, Eva?“ fragte ich.

„Was!?! Gott, wie geschmeichelt Sie gleich aussehen!“ lachte sie. Sie trat hinter Stephan, der sehr beruhigt über den Ausgang des Gesprächs mit einer überlegenen Miene, die der Bräutigam auf einen Augenblick von dem künftigen Ehemann entlehnt hatte, Zucker in seinen Thee warf, und legte von hinten den Arm um seine Schulter. Ein paar Sekunden lang drückte sie ihre Stirn in seine Haare, dann ließ sie die muthwilligen Augen wieder zu mir herüberblitzen: „Ich hätte Sie doch nicht genommen, Better Otto!“ rief sie aus vollem Herzen.

Und so, gebührenderweise der Dame das letzte Wort lassend, schließt die Geschichte.

### Goldgewinnung in Georgia (Dahlonegadistrikt).

(Bilder S. 184.)

Die Goldgewinnung in den eigentlichen Goldminen geschieht heute schon völlig bergmännisch und ist sehr verschieden von dem rohen Goldgraben und einfachen Auswaschen in der Pflanze früherer Zeiten und in weniger bekannten Distrikten Centralamerikas, wo die ersten Abenteurer ihre Versuche machten. Wir führen unsere Leser hier in den Bildern S. 184 nach Georgia, und zwar nach dem Dahlonegadistrikt (südlich von Tennessee und Nordcarolina). Dort wird die Goldgewinnung in großartigem Maßstabe vermittelt hydraulischer Vorrichtungen betrieben. Der Mangel an Wasser war jahrhundertlang das Hinderniß einer vortheilhaften Ausbeutung dieser Minen. Jetzt hat man von einem nicht zu weit entfernten Fluß vermittelt einer eisernen Röhrenleitung genügend Wasser, und zwar fällt dieß mit gewaltiger Kraft in das Thal. Man benötigt daher einen dicken Wasserstrahl der Leitung, um das losgehauene Goldquarz von den Hügeln hinabzuspülen in einen schmalen Kanal von starkem Gefälle, welcher das goldhaltige Gestein in das Magazin schwemmt, wie dieß wieder unsere Bilder zeigen. Durch kleine Pferdebahnen wird das Goldquarz zu den Stampfmühlen gebracht, gewaltige Eisenwerke, welche dasselbe zu Pulver zerstampfen.

Unsere Illustrationen zeigen solche mächtige Mühlen von der Rückansicht, wo Quarzbrocken in die „Trichter“ geschaukelt werden, und von der Vorderseite, wo der goldhaltige Quarzsand herausfließt. Dieser Sand wird durch Wasser über ein System flacher Kupferbecken getrieben, wo das schwere Gold niedersinkt, indeß der leichtere Sand weitergeschwemmt wird. Von hier kommt der liegen gebliebene, sehr stark goldhaltige Sand in den Raum, wo er mittelst zweier Pfannen und einem feineren Wasserstrahl völlig ausgewaschen wird, bis schließlich in der kleinen Handpfanne das reine Gold zurückbleibt, während der in der großen Pfanne befindliche Sand noch einer Schluswaschung unterworfen wird, nach welcher er völlig goldleer ist. Das Wasser der großen Leitung, die mehrere Meilen lang ist, spült also den Goldquarz von den Felsen, befördert diesen zu den Magazinen, treibt die Stampfmühlen und wäscht den Goldsand. Die Ersparung von Arbeitskräften ist hierbei eine außerordentliche. Mit wenigen Männern läßt sich auf diese Weise eine riesige Menge Quarz ausbeuten. In kurzer Zeit wandern hier ganze Hügel durch die Stampfmühlen und die Gewinnung des Goldes geht so fabrikmäßig rationell vor sich, wie bei jeder andern Fabrik. Wie man sieht, hat die neue Ingenieurkunst und Maschinentechnik auch das alte Goldgraben und Goldwaschen in einen regelrechten Fabrikbetrieb umgewandelt.

### Gedenkvers.

Zweierlei laß dir gesagt sein.  
Willst du stets in Weisheit wandeln  
Und von Thorheit nie geplagt sein:  
Laß das Glück nie deine Herrin,  
Nie das Unglück deine Magd sein.

Bodenstedt.

## Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

2.

Eines Tages sprach Lucien von Luranne zu seinem Vater von seiner Liebe für Fräulein d'Arfeuille.

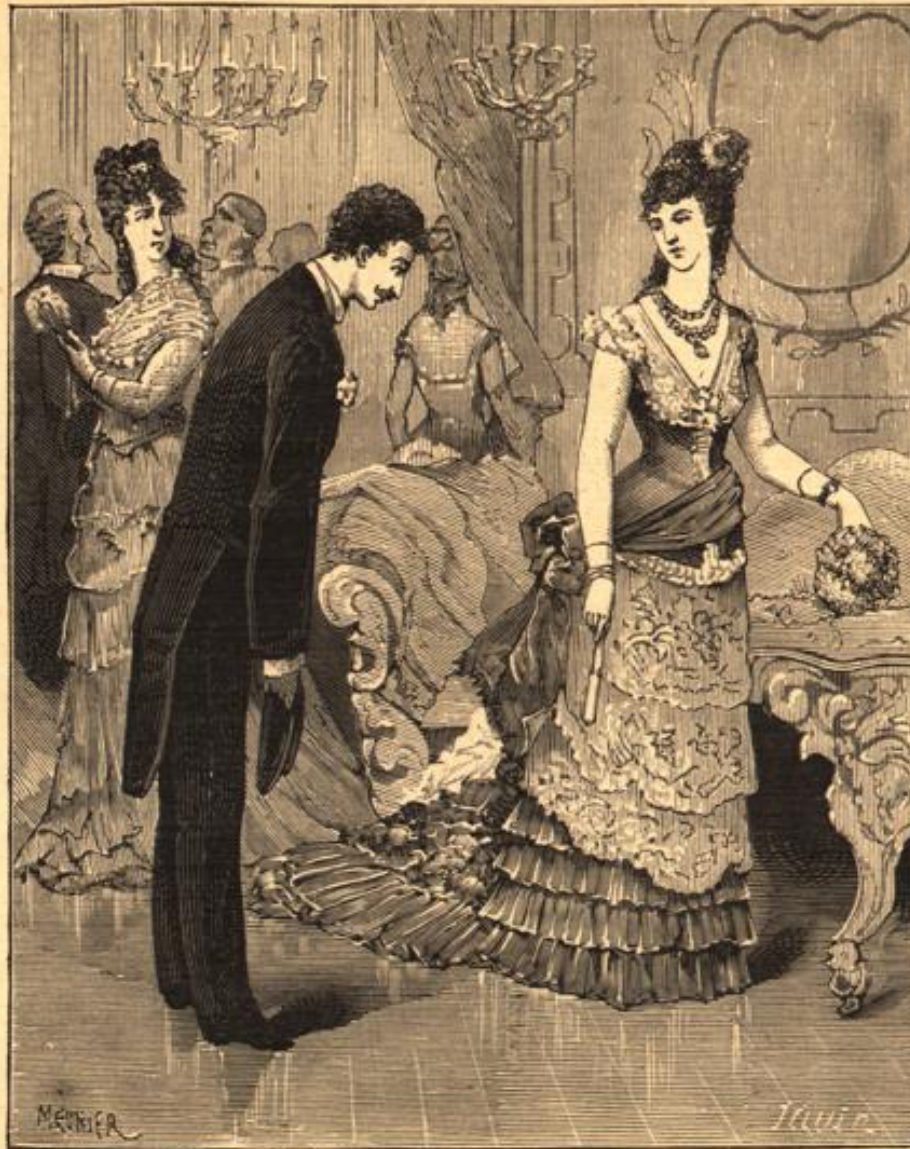
„Welche Thorheit!“ sagte der würdige Beamte. „Weißt Du nicht, daß Fräulein Valentine eine der reichsten Erbinnen von Frankreich ist?“ — „Ich weiß das, mein Vater,“ antwortete der junge Mann. „Aber Fräulein Valentine liebt mich.“ — „Woher weißt Du das?“ — „Sie hat mir's gesagt.“

Der Vater schaute seinen Sohn streng an.

„Lucien,“ sagte er, „Du hast doch nicht etwa den Umstand, daß Deine Schwester und Fräulein d'Arfeuille Freundinnen sind, benützt, um der Letzteren von Liebe zu sprechen?“

Der junge Mann erröthete und senkte den Blick.

„Wenn Du das gethan hast, dann hast Du Dich schlecht benommen,“ fuhr der strenge Mann fort. „Ja, ich wiederhole es: Du hast Dich schlecht benommen. Auf meine Bitte und um Deiner Schwester eine Freude zu machen, hat der Baron von Bierle eingewilligt, seine Nichte zu uns kommen zu lassen. Er hatte sie mir dadurch anvertraut und ich bin verantwortlich für das, was in meinem Hause vorgefallen ist. Das Vertrauen des Barons ist aber verrathen worden, und Du hast Deinen Vater zum Mitschuldigen einer schlechten Handlung gemacht, die ich verabscheue, die ich verwerfe, die ich verachte!...“ — „Vater, Vater!“ murmelte der junge Mann. — „Und



Fluchbeladen. Valentine und Lucien. (S. 190.)

jetzt: was ist vorgefallen? Ich will Alles wissen. Sprich —“

Der junge Mann verschwieg ihm nichts. Herr von Luranne war außer sich. Sein überzartes Gewissen zeigte ihm das Vorgefallene in einem viel ärgeren Lichte, als die Wirklichkeit ergab; er übertrieb die Größe des Unrechts seines Sohnes.

Er ließ seine Tochter kommen und warf ihr mit strengen Worten ihre Auf-führung vor. Julie weinte bitterlich und suchte ihren Vater zu überzeugen, daß sie ohne alle schlechte Absicht gehandelt habe, was ihr auch gelang.

Es war ein Trost für den Advokaten, zu finden, daß seine Kinder bei der ganzen Sache wenigstens keine niedrigen Zwecke verfolgt hatten. Er bestand aber darauf, daß das, was in seinen Augen ein Unrecht war, ohne Verzug wieder gut gemacht werde.

„Die Ehre geht mir über Alles,“ sagte er zu seinen Kindern. „Ihr habt thöricht und leichtsinnig gehandelt. Der Reichtum des Mädchens, Lucien, hätte Dich vor jeder Liaison mit demselben abhalten sollen. Du aber hast ihr von Liebe gesprochen, Du hast ihren Herzens-frieden getrübt, und das ist strafbar. Wie! Man sollte Dich, mich, Deine Schwester im Verdacht haben können, ein Vermögen erschleichen zu wollen?!... Dieser Gedanke schon macht mich schauern. Was sollte der Baron von uns denken? Er hätte das Recht, Rechenschaft zu fordern von mir. Begreifst Du das, Lucien? Fühlst Du Dein Unrecht?! Du kannst dasselbe nur dadurch wieder gut machen, daß Du das Fräulein d'Arfeuille nicht wieder siehst, daß Du nicht mehr an sie denkst. Du seufzest, Du leidest bei dieser Idee? Aber bedenke doch, wie thöricht Deine Liebe ist. Valentine d'Arfeuille, die Millionärin, kann nie die Deinige werden, die Gattin eines jungen, kleinen Juristen ohne Praxis. Sei geschickt, er-manne Dich, thue Deine Pflicht und — vergiß!“ — „Aber sie, mein Vater!“ rief Lucien schmerzlich. — „Sie wird sich



Im stillen Ozean. (S. 191.)

# Gefiederte Welt.

Ornithologisch-anthropologische Studie mit Illustrationen von A. v. Siffern.



Mäusebuffard.



Brieftaube.



Cochinchina-Luhn.



Dohle.



Köfelgans.



Wanderfalte und Thurnfalte.



Hau und Schleierrolle.



Klopperford.



Wendehals und Gimpel.

verheirathen. Der Graf von Bussières hat um ihre Hand angehalten. Er ist, wie man sagt, so reich wie sie."

Lucien schlüchte in seine Hände hinein.

"Der Unglückliche, wie er sie liebt!" murmelte Herr von Luranne.

Acht Tage später begab sich Lucien auf einen kleinen Gerichtsposten in ein Provinzstädtchen des Südens. Valentine erfuhr die Abreise ihres Liebeters. Von Julie erfuhr sie nur, daß derselbe von nun an nur seinem Berufe leben müsse und daß das kleine Liebesverhältniß aus der Pensionszeit doch nur als vorübergehende Länderei zu betrachten sei.

Valentine war enttäuscht, untröstlich, ernüchtert, aber noch nicht geheilt von der Liebe, die in ihrem Herzen fortglühte.

Julie hatte nach den Eingebungen ihres Vaters gesprochen und hatte damit ihrer Freundin wider Willen den größten und herbsten Schmerz bereitet.

Valentine war tief verletzt. Man hatte also mit ihrem Herzen, mit ihren Gefühlen nur gespielt! Sie weinte bitterlich über ihre verlorenen Illusionen, über ihre verführerische Neigung.

Dazu kam noch, daß ihr Vormund in sie drang, sich zu verheirathen, und daß sie sich in dem Hause desselben verlassen und einsam fühlte. So entschloß sie sich, dem Grafen Adolphe von Bussières die Hand zu reichen.

Er war schön, elegant, liebenswürdig, jung; nur vielleicht ein wenig zu ernst für sein Alter. Valentine fühlte sich zu ihm hingezogen und sagte sich: "Ich werde ihn lieben können!"

Und diese Liebe für den Gatten sollte sie heilen von jener ersten, schmerzlichen Wunde ihres jungen Lebens. Unglücklicherweise begriff der Graf die zarte Pflanz nicht, die ihm hier oblag; er fühlte nur unwillkürlich, daß das Herz seiner jungen Gattin ihm nicht voll und froh angehöre. Anstatt zu versuchen, es zu gewinnen, wurde er eifersüchtig auf die Vergangenheit und ward verstimmt, mißtrauisch, verbittert.

Anstatt der Gefahr offen in's Auge zu blicken, verschloß er sich in sich selber und gab sich allen bösen Grillen, allen "schwarzen Teufeln" der Seele preis. Er verlernte das Lächeln, er wurde trübsinnig, schweigmäßig; jedes Wort, jede Bewegung der Gräfin deutete er nach seinem Mißtrauen. Ohne es zu wollen, ward er tyrannisch, unverträglich. So geschah es, daß er seine Gattin nicht gewann, sondern von sich entfernte, sie abstieß.

Elf Monate nach der Hochzeit gebar die Gräfin einen Sohn.

Der Graf wurde durch dieses Ereigniß in den siebenten Himmel versetzt. Man konnte meinen, nun sei der Teufel aus dem Herzen des Selbstquälers verschwunden für immer. Er war ganz verändert. Nicht zu Gunsten der Gräfin, denn die beachtete er gar nicht mehr.

Eine seltsame, befremdende, unmögliche Vaterliebe erfüllte ihn nun ganz; er hatte nur noch eine Idee: sein Kind. Alle Sorgen, alle Worte, alle Blicke galten dem Sohne. Außer ihm war nichts mehr auf der Welt für den Grafen. Er machte den Knaben zu seinem Gotte und sich selber zum Sklaven dieses Göthen. Er lag vor der Wiege des Kindes gleichsam auf den Knien.

Seine Freunde sagten lächelnd: "Ihm fehlt zum vollkommenen Glück nur Eins: daß er sein Kind nicht selber stillen kann."

Valentine wurde sozusagen von ihrem Knaben geschieden; sie sah ihn fast niemals. Der Graf hatte ihm eine Amme gegeben. Es war, als wolle der Graf nur allein geliebt werden von dem Kleinen. Wenn die Mutter ihn einmal auf die Arme nahm, schrie er schon: "Gib Acht, Du wirst ihm weh thun!" Sie wagte es bald nicht mehr, das Kind zu küssen.

So verarmte und vereinsamte die arme junge Frau immer mehr und mehr. Ihr Gatte vernachlässigte sie, ihr Kind wurde ihr entzogen. Sie schaute wie hilflos um sich und fand —?

3.

Laura hatte sich Valentinen nach ihrer Verheirathung wieder mehr und mehr genähert und bezeugte ihr aufrichtige Freundschaft. Valentine glaubte an diese etwas verspätete Neigung und erwiderte dieselbe freudig und dankbar. Voll Vertrauen, ohne Ahnung von dem Leid, welches sie wider Willen der Stiefochter ihres Vormunds zugefügt hatte, hatte sie natürlich keine Idee, daß dieselbe ihr gegenüber Komödie spiele und ihr nur deshalb schmeichle, um sie desto bequemer verderben zu können.

Laura hatte geschworen, sich zu rächen, und lauerte, mit dem süßesten Lächeln auf den Lippen, auf die Gelegenheit, ihrem Haffe Genugthuung zu verschaffen. Welcher Art sollte ihre Rache sein? Sie wollte die beiden Gatten von einander trennen um jeden Preis, damit sie dann das Recht habe, den Undankbaren, der sie verschmäht hatte, den sie aber immer noch liebte, zu trösten. Sie war dabei nicht wählerisch in den Mitteln zum Zwecke; sie würde keinen Augenblick gezögert haben, die Mätresse des Grafen zu werden, nur um ihre Gegnerin demüthigen zu können.

Valentine vertraute diesem falschen Geschöpfe alle Geheimnisse ihrer Seele an. Die Entfremdung, welche zwischen den Gatten eingetreten war, war der Intrigantin ganz gelegen; sie schürte die Glut. Sie gab der Frau gegen den Mann, dem Manne gegen die Frau Recht. Sie

mißbrauchte die schüchternen Geständnisse Valentines, um den Grafen in seiner albernen Eifersucht zu bestärken.

Bald hatte sie Valentines ganzes Geheimniß erfahren, erlauscht und errathen. Valentine hatte den jungen Luranne geliebt und hatte ihn noch immer nicht vergessen. Daraufhin baute Laura den Plan ihrer Rache.

Sie suchte die Bekanntschaft des Fräuleins von Luranne zu machen, die ihr dabei auf halbem Wege entgegenkam. Eines Tages meldete dieselbe ihrer neuen Freundin voller Freude, daß ihr Bruder angekommen sei und einen Monat lang in Paris bleiben werde. Laura verhehlte nur schwer ihr boshaftes Vergnügen darüber und beillte sich, den Neuen angekommenen zu einem kleinen Hausball in das Haus ihrer Eltern zu laden.

Dort traf Valentine den Mann ihrer ersten Liebe wieder.

Weber die Gräfin noch Lucien hatten eine Ahnung, daß sie einander treffen würden. Laura beobachtete die Beiden mit Argusaugen. Sie sah, wie verlegen, wie betreten sie waren.

Valentine wurde beim Anblick Lucien's todtensbleich, erwiderte seinen schüchternen Gruß nur flüchtig und beillte sich, in die Nähe der Baronin zu kommen, an deren Seite sie sich niederließ.

Der junge Mann folgte ihr traurig mit den Augen und zog sich dann in eine Fensternische zurück, um seine Bewegung zu verbergen.

Laura hatte dieß Alles gesehen. Sie war zufrieden. "Sie lieben einander noch immer," sagte sie sich. "Es handelt sich nur darum, das Feuer anzufachen."

Die Gräfin ihrerseits sah ihre ehemalige theure Pensionsfreundin Julie, welche sich ihr, mit Thränen in den Augen, schüchtern näherte. Sie streckte derselben die Hand entgegen.

Julie fiel der Gräfin um den Hals. Sie küßten einander.

"Du verzeihst mir?" flüsterte Julie. — "Ja." — "Ich habe Dir also sehr wehe gethan?" — "Sehr." — "Ach, wenn Du wüßtest, was an Allem Schuld war! . . ." — "Was denn?" — "Ich will Dir's einmal sagen: . . . später." — "Später? Wann?" — Julie flüsterte sanft: "Bis Du glücklich sein wirst."

Valentine erbeute und schaute ihre Freundin überrascht an. Laura näherte sich ihnen.

"Ihr seid also veröhnt?" lächelte sie liebenswürdig. "Bravo!" — "Ja!" rief Julie froh. "Und wie dankbar bin ich Ihnen dafür, daß Sie diese Zusammenkunft herbeiführten, Fräulein! Und nicht wahr, Valentine, wir wollen uns jetzt oft wiedersehen, recht oft, und ich darf Dich besuchen?" — "Natürlich!" — "Papa ist auch hier," fuhr Julie fort. "Wie er sich freuen wird, Dich wiederzusehen!" — "Wo ist er denn?" — "Herr von Luranne ist mit Herrn von Bierle und einigen anderen Herren im kleinen Salon beim Whistspiel," sagte Laura. — "Suchen wir sie auf dem Schlachtfeld!" lachte Julie fröhlich und nahm den Arm der Gräfin.

Sie traten in den kleinen Salon. Eine junge Dame hatte sich unterdessen im großen Salon an den Flügel gesetzt und intonirte einen Walzer. Einige Paare fingen zu tanzen an. Laura näherte sich wie unversehens dem jungen Luranne.

"Wie nachdenklich Sie sind!" sagte sie. "Warum tanzen Sie denn nicht?" — "Ich habe nie gern getanzt," entgegnete er traurig. — "Das sagen alle jungen Herren von heute! Gott, wie ernst werden die Männer!" — "Der Ernst gehört zu meinem Amte," lächelte Lucien. — "Aber doch nur im Gerichtssaale? In Gesellschaft gib's keinen Advokaten! Nicht?" — "Wenn man aber von Natur aus ernst ist?" — "Dann muß man sich wenigstens gefallen lassen, daß ein kapriziöses Geschöpf wie ich den Versuch macht, den Ernst zu besiegen. Wir sind ja alte Bekannte! Also fort mit dem Trübsinn! Ich wette, ich kenne den Grund desselben. . ."

Lucien erbleichte. "Da, sehen Sie sich neben mich, plaudern wir. Hier sind wir ganz ungenirt. Also zu Ihrem Trübsinn! Zu Ihrem 'angeborenen' Ernste! Wissen Sie, daß er Ihnen erst seit einiger Zeit 'angeboren' ist, Herr von Luranne?" — "Und seit wann wäre das?" — "Ich meine, seit Valentine verheirathet ist."

Er fuhr wie verwundet in die Höhe. "Ruhig, ruhig," lächelte sie. "Ich lese in Ihrem Herzen wie in einem offenen Buche. Sie lieben sie noch immer."

Er faßte sie heftig am Arme. "O schweigen Sie! Um Gottes willen, schweigen Sie!" murmelte er. — "Wer hört uns denn? Und sie ist ja nicht da. Sie ist mit ihrer Schwester im Spielzimmer."

— "Gleichviel! Wenn Sie wüßten. . ." — "Was denn?" — "Ich fürchte, mich nicht beherrschen zu können! . . . O, sprechen Sie, wie könnten Sie ein Geheimniß errathen, das ich mir selber wegzulügen suchte? Hat sie Ihnen vielleicht gesagt?" — "Valentine hat mir nichts gesagt. Aber an ihrem Kummer habe ich's errathen."

"Sie ist also nicht glücklich?" — "Sie ist unglücklich." — "Sollte der Graf. . ." — "Der Graf betet sie an. Aber sie liebt ihn nicht." — "Sie liebt ihn nicht!" — "Sie kann ihn nicht lieben, weil ihr Herz Ihnen gehört, weil sie ihrer ersten Liebe treu geblieben ist." — "O, schweigen Sie, schweigen Sie! . . ." — "Weßhalb? Haben Sie

nicht selber bemerkt, wie bleich sie wurde bei Ihrem Anblicke, wie sie zitterte?" — "Ich glaubte nur zu sehen, daß sie mich miß." — "Natürlich! Vor so vielen Zeugen mußte sie ja fürchten, sich zu verrathen!"

Der junge Mann war auf's Höchste bewegt. Sein Athem flog.

Laura verschlang ihn mit den Augen. Sie fuhr heuchlerisch fort: "Ich liebe Valentine, ich leide mit ihr. Ich möchte sie so gerne glücklich sehen! O, warum haben Sie sie nicht geheirathet?"

"Warum?" sagte er schmerzlich. "Fragen Sie das meinen Vater. Sie kennen ihn, aber Sie wissen nicht, wie weit er sein Zartgefühl treibt. Der Reichthum des Fräuleins d'Arfeuille schien ihm ein Hinderniß für unser Glück, er fürchtete, man könne meine Bewerbung für Eigennutz halten, und er verbot mir, an Valentine zu denken. Er verbannte mich aus ihrer Nähe und ich — mußte gehorchen." — "Daran haben Sie sehr unrecht gethan. Hätte ich damals von alledem eine Ahnung gehabt, so würde meine herzige Valentine heute Ihre glückliche Gattin sein!"

4.

Laura fuhr fort: "Jetzt verstehe ich erst das Ganze! Herr von Luranne hat mit seinen mittelalterlichen Ideen von Ehre und Uneigennützigkeit zwei Menschen elend gemacht. Er hat Sie und Valentine getrennt. Er verbannte Sie in die Provinz. Unterdessen hielt Graf Bussières um Valentines Hand an. Vielleicht wissen Sie gar nicht, daß sie dieselbe anfangs ausschlug? Sie wartete sicher, daß Sie sich als Freier melden würden. Da Sie aber ohne Erklärung, ohne Lebewohl abreisten, verlor sie den Muth und gab in ihrem Schmerze dem Zureden Papas nach. Sie mußte natürlich glauben, daß Sie sie nie geliebt hätten." — "Arme Valentine," seufzte Lucien. "Sie haßt sie verachtet mich jetzt vielleicht!"

Laura lächelte seltsam. "Und ich, ich möchte fast schwören, daß der Kuß, den sie Ihrer Schwester gab, Ihnen galt."

Lucien schüttelte den Kopf. "Nein, nein. Alles ist aus! Sie ist die Gattin eines Andern. Ach, wenn ich wenigstens mit ihr sprechen, wenn ich ihr sagen könnte. . ."

"Daß Sie sie noch immer lieben?" — "Nein; das hieße sie beleidigen. Aber mein Benehmen möchte ich ihr erklären!" — "Und was hindert Sie denn daran?" — "Sie wird mich nicht anhören wollen!" — "In ihrem Boudoir vielleicht nicht. Aber hier bei uns! . . ." — "Ich würde für dieses Glück mein Leben geben!" sagte er bebend.

Laura's Blick leuchtete. "Nun, das will ich schon veranstalten. Es ist wirklich nothwendig, daß ihr Beide euch gegenseitig erklärt. Es wird für Valentine ein Trost, für Sie eine Erleichterung sein. Lassen Sie mich nur machen." — "Wie gut sind Sie!" — "Schon gut, schon gut, Sie werden mir später danken," sagte sie, indem sie aufstand.

Die Gräfin kehrte in den Salon zurück. Ihr Blick kreuzte sich mit dem Lucien's. Es war wie das Zusammenfallen zweier Flammen.

Laura war mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln der Gräfin entgegengegangen.

"Morgen werde ich Dich besuchen," sagte sie. — "Du kommst nie zu oft," entgegnete Valentine herzlich. — "Ich habe Dir so viel zu erzählen!" fügte Laura in geheimnißvollem Tone hinzu.

Die Gräfin fühlte sich erröthen. Sie sah gleichsam den Namen Lucien auf den Lippen Laura's. Unwillkürlich suchten ihre Augen den jungen Mann. Er stand noch immer auf derselben Stelle und sein Blick umflammte sie. Seine außerordentliche Blässe fiel ihr auf und eine unbeschreibliche Angst um ihn überkam sie.

Die Worte Juliens: "Wenn Du Alles wüßtest! . . ." kamen ihr wieder in den Sinn. Ihre Verwirrung wurde immer größer und sie beschloß, nach Hause zu gehen. Sie flüsterte im Fortgehen Laura zu: "Auf morgen also!"

Am nächsten Tage kam Laura gegen zwei Uhr in das Palais Bussières. Die Gräfin erwartete sie.

"Deine gestrigen Worte haben mich unruhig gemacht, liebe Laura," sagte die Gräfin. "Die ganze Nacht über habe ich an sie gedacht. Hast Du mir so Wichtiges mitzutheilen?" — "Wie man's nimmt. Es handelt sich darum, für die Erhaltung Deiner Ruhe zu sorgen, vielleicht auch einer Gefahr zuvorzukommen." — "Einer Gefahr!" rief die Gräfin erschreckt. — "Du hast mir einen Theil Deines Kammers anvertraut, meine liebe Valentine, aber aus leichtbegreiflicher Zurückhaltung nicht den ganzen. Die wahre Freundschaft aber ist scharfsinnig. Verzeihst Du mir, daß ich Alles errathen habe?" — "Alles errathen!" rief die Gräfin zitternd. — "Ja. Gestern habe ich noch gezwweifelt. Deine Verwirrung aber hat mir bewiesen, daß ich Recht hatte."

Valentine senkte das Haupt. "Dieß ist aber nicht die Gefahr, von der ich sprach," fuhr die perfide Kreatur fort. "Die Gefahr liegt in seiner Liebe für Dich! Denn er liebt Dich, er liebt Dich bis zum Wahnsinn!"

Ein Lächeln umspielte die Lippen der Gräfin.

Am nächsten Tage kam Laura gegen zwei Uhr in das Palais Bussières. Die Gräfin erwartete sie. "Deine gestrigen Worte haben mich unruhig gemacht, liebe Laura," sagte die Gräfin. "Die ganze Nacht über habe ich an sie gedacht. Hast Du mir so Wichtiges mitzutheilen?" — "Wie man's nimmt. Es handelt sich darum, für die Erhaltung Deiner Ruhe zu sorgen, vielleicht auch einer Gefahr zuvorzukommen." — "Einer Gefahr!" rief die Gräfin erschreckt. — "Du hast mir einen Theil Deines Kammers anvertraut, meine liebe Valentine, aber aus leichtbegreiflicher Zurückhaltung nicht den ganzen. Die wahre Freundschaft aber ist scharfsinnig. Verzeihst Du mir, daß ich Alles errathen habe?" — "Alles errathen!" rief die Gräfin zitternd. — "Ja. Gestern habe ich noch gezwweifelt. Deine Verwirrung aber hat mir bewiesen, daß ich Recht hatte."

Valentine senkte das Haupt. "Dieß ist aber nicht die Gefahr, von der ich sprach," fuhr die perfide Kreatur fort. "Die Gefahr liegt in seiner Liebe für Dich! Denn er liebt Dich, er liebt Dich bis zum Wahnsinn!"

Ein Lächeln umspielte die Lippen der Gräfin.

„Glaubst Du?“ sagte sie. — „Leider bin ich dessen gewiß.“ — „Er hat es Dir also gestanden?“ — „Ja.“ — „Was sagte er Dir?“ — „Er erzählte mir, daß ihn sein Vater gezwungen habe, Dich aufzugeben, Dich zu verlassen. Der strenge Mann forderte dich als Ehrensache, und da er die Verzweiflung seines Sohnes fürchtete, entfernte er ihn von Dir.“ — „D, jetzt verstehe ich Alles!“ murmelte die Gräfin und barg ihr Gesicht in den Händen. — „Dann schilderte mir der Arme seine Leiden, seine hoffnungslose Liebe, seinen tiefen, unheilbaren Gram!“

Valentine schloß die Augen. — „Laura fuhr fort: „Ich sah ihn so in Verzweiflung, daß ich tiefes Mitleid fühlte mit dem Unglücklichen!“

Die Gräfin erhob das Haupt.

„Laura, Laura,“ rief sie angstvoll, „Du hast ihm doch nicht gesagt, daß auch ich elend bin?“ — „Ich habe mich gehütet.“ — „So glaubst er also, daß ich ihn nicht mehr liebe.“ — „Meine Liebe, die meisten Frauen verstehen es, ihre Gefühle zu verbergen. Du gehörst nicht zu denen. Dein Auge ist der Spiegel Deiner Gefühle. Du selber hast Deinem Aebter verrathen, daß Du ihn noch nicht vergessen hast.“ — „Wehe mir!“ rief Valentine. — „Er befindet sich dadurch in einem fürchterlichen Zustand erneuter Leidenschaft, die Alles fürchten läßt.“ — „Der Unglückliche!“ murmelte die Gräfin. — „Seine Liebe ist schrankenlos. Um jeden Preis will er Dich verträte!“ — „D, und hast Du ihm seinen Wahnsinn nicht begreiflich gemacht?“ — „Einem Liebestranken!...“ — „Was thun? Was thun?“ murmelte die Gräfin außer sich. — „Das ist die Gefahr, von der ich soeben gesprochen habe und der wir zuvorzukommen müssen!“ — „Aber wie? Ich sehe kein Mittel.“ — „Bedenke, wenn zwischen einem Verzweifelten wie Lucien und Deinem Gatten ein Streit entstände!...“

Die junge Frau erbeute.

„Laura!“ flehte sie, „verlaß mich nicht! D, verlaß mich nicht! Rathe mir!“

Die Unglückliche lieferte sich selber ihrer Feindin aus.

Laura schien einen Moment hindurch zu überlegen, dann rief sie plötzlich: „Weißt Du, Valentine, was ich an Deiner Stelle thäte?“ — „D, sprich, sprich!“ — „Run, um einem tollen Streiche Lucien's zuvorzukommen, würde ich ihm gewähren, um was er bittet; ich würde mit ihm zusammenkommen.“ — „Laura, wo denkst Du hin? Wie kann ich ihn hier empfangen?“ — „Hier freilich nicht. Aber Paris ist groß, es gibt tausend Mittel, sich zu finden. Er kam Dir zufällig begegnen! In einer Allee oder sonst wo auf der Promenade.“ — „Ein Rendezvous!“ rief die Gräfin erschrocken. „Wie könnte ich das jemals wagen...“

Laura biß sich in die Lippen, ihr Blick war wüthend.

Aber freundlich fuhr sie fort: „Ich habe ja nur gesagt, was ich thun würde. Ich habe eben Angst, daß Deine Ruhe gestört wird, und möchte das verhindern. Uebrigens sehe ich nicht ein, was an einer Begegnung so Unrecht sein könnte. Um so mehr, da dem armen Verlassenen dadurch die Verzweiflung, vielleicht ein Selbstmord erspart würde!“

Die Gräfin weinte.

Der Dämon fuhr fort: „Denke darüber nach, meine liebe Valentine. Es handelt sich um die Existenz eines braven Mannes, den ein Wort von Dir in's nur Verderben stürzen oder retten kann. Ich muß Dir's nur gestehen, ich habe mich fast verpflichtet, Dich zu einer Zusammenkunft zu bestimmen, sonst hätte er schon gestern einen Auftritt herbeigeführt, der entweder für ihn oder für Deinen Gatten tödlich geworden wäre!...“

Laura sehte Alles daran, die Gräfin durch Furcht zu dem Schritte zu bestimmen, der ihrer Rache dienen sollte.

Aber die junge Frau zögerte noch immer. Da führte Laura einen letzten Schlag.

„Weißt Du, was ich am meisten fürchte?“ fragte sie.

Die Gräfin erhob ihre thränenfeuchten Augen.

„Sage mir Alles. Verschweige mir nichts!“ stammelte sie. — „Daß Lucien Deinen Gatten fordert.“

Die Gräfin stieß einen Schrei aus.

„D! Ich will ihn sprechen!“ rief sie ängstlich. „Ich will ihn sprechen! Aber wo? und wie?“ — „Verlaß Dich auf mich!“ rief Laura eifrig. — „So willst Du mir helfen?“ — „Ja.“ — „Und willst an meiner Seite bleiben, um mich nöthigenfalls vor mir selber zu schützen?“ — „Ich verspreche Dir das.“ — „D, sage ihm, daß ich es nur thue, um Dein Versprechen zu erfüllen! Hörst Du?“ — „Sei ruhig.“ — „Aber wo können wir uns treffen?“ — „Ich denke eben darüber nach, und glaube es gefunden zu haben.“ — „Dann laß es morgen, übermorgen, so bald als möglich sein!“

Laura schlang die Arme um ihr Opfer, zog es an sich und küßte es.

„Gott sei Dank!“ machte sie, wie eine Katze miaut, „wir kommen mit dem Schrecken davon!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Zöllner und der Pharisäer.

(Bild S. 185.)

Unser Bild, welches aus der Prachtbibel mit den Zeichnungen von G. Doré (Stuttgart, Hallberger) stammt, stellt die wunderbare Unterredung aus dem Evangelium Lucä dar, welche Christus mit Etlichen hatte, die sich selbst vermeheten, daß sie fromm wären, und verachteten die Andern. Christus sprach zu diesen: „Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst also: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die anderen Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, und auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von Allem, was ich habe.“ Und der Zöllner stand von ferne und wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Hieran knüpfte Jesus den Ausspruch: „Ich sage euch: Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor Jenem.“ Das Doré'sche Bild gibt eigenartig und feierlich Stimmungsvoll und besonders mit echt orientalischer Färbung diese Situation wieder. Christus und die übrigen Pharisäer scheinen wie im überirdischen Lichte verklärt, während wir im Schatten des Tempels den sich rühmenden Pharisäer und den zerknirschten Zöllner erblicken.

Im stillen Ozean.

(Bild S. 188.)

Es gibt nichts Herrlicheres, als zu Schiff die Linie, den Aequator, zu passieren. Man erfährt dies auf der Tour von Sydney (Australien) nach San Franzisko, und unsere Illustration stellt solch' einen friedlichen Passagier dar. Wir befinden uns auf einem der großen englischen Dampfer der Pacificgesellschaft, welche regelmäßig diese Fahrt machen. Es ist dies eine Reise durch den stillen Ozean, welche einen vollen Monat dauert und, wie die Engländer sagen, eine Schönmutterfahrt. Das Meer ist fast beständig glatt wie ein Spiegel, der Himmel wolkenlos blau, die Sonne glänzend, stets unverhüllt von Nebel und Wolken, die Luft leicht und die Hitze durch den Lauf des Schiffes, welcher beständig ein kühles Lüftchen hervorbringt, gemildert. Die Dampfer für diese Linie sind besonders gebaut. Die Kabinen erheben sich über Deck und bilden mit ihrer Ueberdachung, die den eigentlichen Vordboden abgeben, lange Galerien, welche den Reisenden gestatten, dort, ungehindert vor den Schlaf-, Eh- und Gesellschaftsräumen, den Tag auf ihre Weise zu verbringen, das heißt, in der herrlichen, sonnigen Luft zu lesen und zu plaudern, zu träumen, Spiele zu arrangiren und Thee zu trinken, welcher von chinesischen Aufwärtern präsentiert wird. So verfliehet ein Tag nach dem andern; es gibt nichts Nervenermüdenderes, Erquickenderes für die an das wilde, bafstige transatlantische Leben Gewöhnten, als solch' eine Reise über den stillen Ozean mit einem derartigen großen englischen Schiffe. — Auf unserer Reise blühen wir in eine solche Galerie, und nehmen geistig Theil an dem eigenthümlichen Reiseleben, das die Passagiere der großen Pacific fast einen ganzen Monat hindurch führen.

Fischerei und Fischzucht.

Bei der stetigen Vermehrung der Menschheit ersieht es als Nothwendigkeit, auf eine so reichliche Nahrungsquelle, wie die Gewässer früher geboten haben und wieder bieten könnten, ohne daß große Opfer damit verbunden wären, nicht zu verzichten. In Großbritannien und Frankreich und auch in anderen Staaten war noch vor einigen Decennien die Süßwasserfischerei so sehr in Verfall, daß sich die Regierungen dieser Staaten veranlaßt sahen, die Verjuche zur Bevölkerung der Gewässer mit Fischen in jeder Weise zu unterstützen und zu befördern, und ihre Bemühungen lohnten sich reichlich, da damals ganz verödete Gewässer unter dem geschützten Schutze wieder reichlich besetzt werden konnten und Flußfischerei in diesen Staaten bereits jetzt wieder einen bedeutenden Ertrag abwirft. Auch in Oesterreich und Deutschland walteten ähnliche Verhältnisse der Verödung der Gewässer ob. Ist dieß ja doch kein Wunder, wenn man bedenkt, wie viel die schädlichen Ausflüsse aus Fabriken, die Ableitung der Fäkalmassen, Kohlengruben, Bleibergwerkwasser in die Flüsse und Bäche, die vielfachen Benützigungen von Flüssen und Bächen zum Holztransport, die Flachsbrechen, die Dampfschiffahrt, die Anwendung giftiger und explosibler Stoffe (Kodestörner, Dynamit) zur Entvölkering der Gewässer beigetragen. Zu dem tritt noch der Umstand, daß in Folge Mangels oder Nichtbeachtung einer gesetzlichen Schonzeit gerade in der Laichzeit die größten Verheerungen unter den Fischen angerichtet werden. Preußen hat 1873 ein Fischereigesetz erlassen, dessen gegenwärtige Folgen im Verlaufe einiger Jahre sich schon bemerkbar machen werden, und hier, wie allerorten in Deutschland, entstehen zahlreiche Fischzuchtanstalten, die sich die Ausbrütung und Aufzucht zum Zwecke der Besetzung der Gewässer mit Fischen zur Aufgabe gestellt haben. Nach den neuesten Erhebungen des deutschen Fischereivereins bestehen jetzt in Deutschland allein schon 151 Fischzuchtanstalten, unter denen die kaiserliche Fischzuchtanstalt in Hünningen im Elsaß die bedeutendste ist. Oesterreich besitzt 164, die Schweiz 18 solcher Anstalten.

Homonyme.

Am Dienestod, im Weinstock lieb' ich's nicht; Doch prangt es an der Wand und auch im Buche, Den Missethäter führt es vor Gericht, Beim Regelschießen ist's des Spielers Pflicht, Der Schneider macht es hundertmal im Tuche.

Sang.

Ausführung der Homonyme Seite 156:

Wische.

Rösselsprung.

Table with 8 columns and 8 rows of chess moves: der was der he sie der san gro, und den und gen den nen men lie, hat fe sie wie die sie hen mei, ihr ka her den ja her nen lom, ge tern kin im gen mach' aus schmer, gen gen weg rem gen nicht doch flie, nach gend wol ka is trou gen ten, und und ih zur len schau die ten

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Berlin. Die Sportzeitung erscheint in Berlin. Sogar durch die Post. Sonst gewiß bei jedem Sortimentsbuchhändler. Hr. A. Thiele in B. Ihre Anerkennung freut uns. Zeichnung sehr hübsch, die Verse jedoch sind zu familiär gehalten. Keinen andern im Vorrath.

Hr. H. v. G. Sechs Fragen auf einmal — aber wir sind geduldig. 1) Wir empfehlen Ihnen: „Der Parfümeur“, in Weimar bei Voigt erschienen, sehr billig und brauchbar. 2) Schonen, Waschen und Benützung eines feinen Messers. 3) Kann nur der Arzt. 4) Ist nicht zu befechtigen. 5) Vielleicht, durch Anwendung der Lebensweise. 6) Für jede Farbe, für jeden Stoff ein anderes Verfahren — Auf Hauswirthschaftszitron.

Hr. P. St. in W. Wir sind mit Vorrath überreich versehen. Berg und Figur müßten besonders hübsch und original sein.

Hr. Johanna H. in Pottenstein. Der Bergstein ist allerdings verfeinertes Harz von durch vorweltliche Brände zerstörten Bäumen (Wäldern), über welche jetzt das Meer geht. Hauptfundort die Ostsee, wo er sich fast stets bei Kohlenresten dieser untergegangenen Wälder befindet.

Hr. H. Völling in Meerburg. Bei Rümpler in Hannover erschienen, 3. Auflage, billig. Fragen Sie dort an. Wir finden den Preis dieser Auflage nicht angeben.

Schlesischer Auswanderer. 1) Davor ist zu warnen. 2) Allerdings Rio de Janeiro der richtige Platz. Ohne bedeutende Mittel geht dort nichts zu machen, für deutsche Waaren sehr schwierig. 3) Landesmünze. Ein Reis = 1/2 Reichspfennig, 1000 Reis = 500 Pfennig, etwa 5 Mark — nominell. 4) Nein!

Hr. G. W. 1) Wir wissen nicht, wer Kunstwerke zur Fabrication für Karionagen fabricirt — vielleicht kann einer unserer Leser darüber Auskunft geben. 2) Wirth's Rosinagentur in Frankfurt a. M.

Hr. F. B. Venders. Allerdings behaupten sehr Viele, auch in Böhmen, daß Camerer in Ludwigsburg der Erfinder der Streichhölzchen sei. Die Frage über die Priorität ist schwer zu entscheiden. Wir haben diese Noth nur zum Zwecke der Anregung gebracht und es freut uns, daß sie die Aufmerksamkeit auf den sinnreichen Ludwigsburger wieder hingelenkt hat.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Rösselsprüngen u. sind uns zugegangen von: Hr. G. Rutschera, Prag; H. Bergborn, Linz; V. Weinberg, Sayel; A. Zany, Edigenbrücken.

Aerztliche Korrespondenz.

Frau F. G. H. in Graz. Gegen das angefragte Leiden ist die Anwendung der Elektrizität am Platze. Der sogenante Bauscheldismus würde mehr schaden als nützen. Wenden Sie sich an den Dozenten für Electrotherapie an der Grazer Universität, Hrn. Dr. Franz Müller. — Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Domin. Fortsetzung. — Albumblatt: Es steht in den Eiern ein großes Geseh. — Zum hundertjährigen Geburtstag Gourabin Krücker's. — Durch die Thüre, Novelle von E. Binder. Schluß. — Goldgewinnung in Georgia (Dahomegebiet). — Gedanken. — Flussbeden, Roman nach Emile Richbourg von Emile Sacana. Fortsetzung. — Der Zöllner und der Pharisäer. — Im stillen Ozean. — Fischerei und Fischzucht. — Homonyme. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Gourabin Krücker. — Goldgewinnung im Dahomegebiet (Georgia) Originalzeichnung. — Der Zöllner und der Pharisäer. Auf. 18, 13. Zeichnung von G. Doré. — Flussbeden: Valentins und Lucien. — Im stillen Ozean. — Geseherte Welt, Ornithologisch-antropologische Studie mit Illustrationen von A. v. Fildern.

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Madina.

Roman von

Johannes van Dewall.

3 Bände. Preis brosch. M. 10. —; fein gebunden M. 18. —

Dewall hat in diesem Roman, der sich als ein wahres Juwel seinen Dichtungen anreicht, den wunderbaren Gegensatz der Liebe eines jugendlich aufstrebenden Herzens zu einer Sirene der „Gefellschaft“, und eines von dieser „Gefellschaft“ verhäthelten Mannes zu einer frühen im Stillen wachsenden Knospe mit der ihm eigenen wilden Erfindungsgabe, Epilobe um Epilobe dem ganzen kunstvoll geführten Wandelbilde einfügend, dargestellt, und, wie er das Lieb, Land und Sitten in den Charakteren und ihrem Thun und Treiben, nicht in Schilderungen, zum Ausdruck gebracht. Die Geschichte spielt an der österreichisch-russischen Grenze und zeichnet meisterhaft die beiden Nationalitäten in den Fesseln der trepvolten Erzählung.

